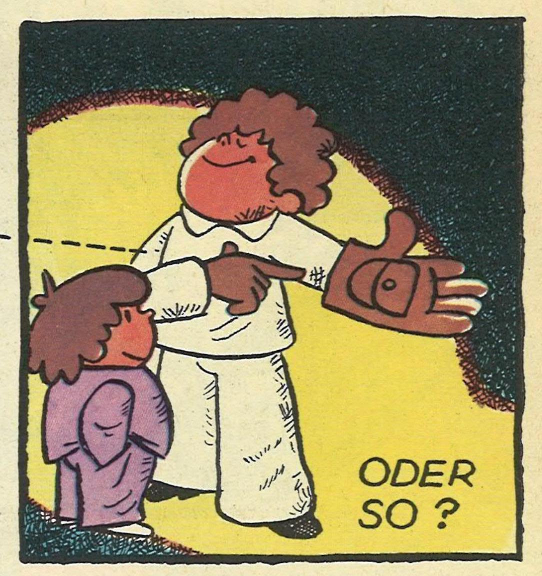
Zeichnungen:
Richard
Hambach

FRÖSI

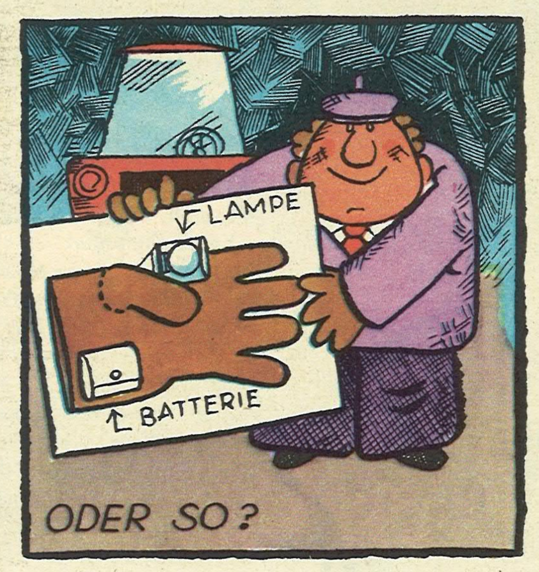
3/79
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

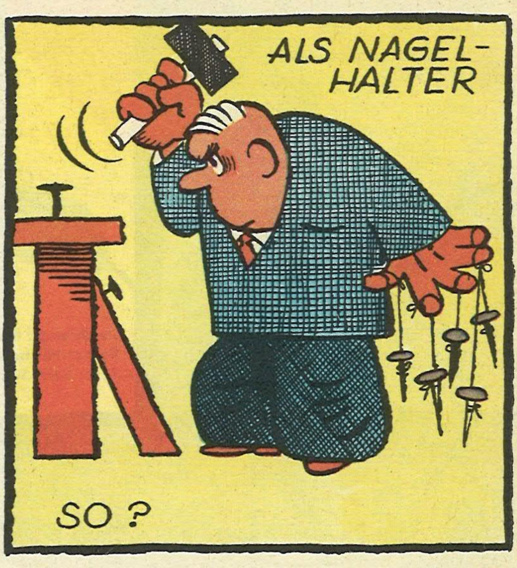




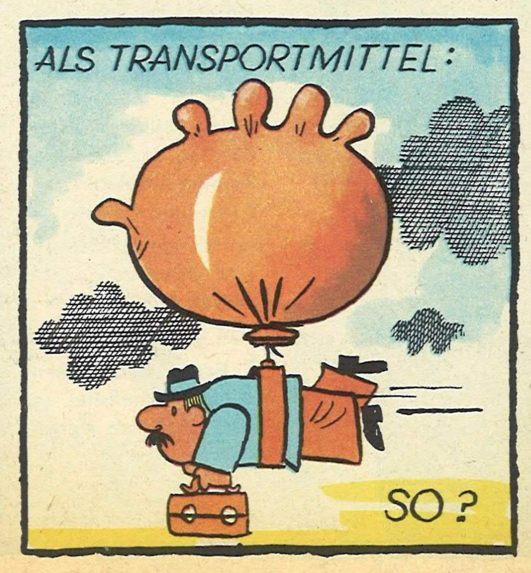














Handschuhe sind im allgemeinen sehr nützlich. Hin und wieder allerdings stören sie auch, sind sogar hinderlich. Du siehst auf dieser Seite einige Beispiele, wie man die Handschuhe zweckmäßiger gestalten kann. Jetzt bist du dran. Mach dir Gedanken. Erfinde neue Handschuhe. Wir warten auf deine Ideen. Unsere Frage: Wie sollten Handschuhe für verschiedene zweckgebundene Tätigkeiten aussehen? Schicke deine Zeichnungen oder Texte bis zum 20. April an uns.
Kennwort: IDEE

Ri

Redaktion FRÖSI,
1056 Berlin,
PSF 37

Ein Blütenteppich zum 30.





Zeichnung: Karl Fischer
Fotos: Herbert Schier
Text: Lotti Simon



Korbine ruft Aster!
Aster, bitte melden!
Ob groß, ob klein, ob jung, ob alt – Korbine ruft alle!
Astern sollen unsere Heimat schmükken! Städte, Dörfer und Gemeinden – unser ganzes Land soll ein bunter Blütenteppich werden.
Überall wird gebaut. Und – wo neue Häuser entstehen, sollen Blumen blühen. Auch die „Frösi"-Astern! Überall gibt es Parks, Gärten, Grünanlagen und freie Flächen, die gepflegt, hergerichtet oder neu angelegt werden müssen.
Greift zum Spaten, zur Hacke, zur Harke!
Sät Blumen, pflanzt Sträucher und Bäume!
Pflegt Millionen Astern zum 30. Geburtstag unserer Republik.
Korbine ruft Aster!
Aster, bitte melden!

In diesem „Frösi"-Heft liegt eine Tüte Asternsamen bei. Jeder Beutel enthält Samen für 60 Astern. Und so wird's gemacht:

1. Boden flach lockern und glätten. Mittels Rechenstiel und Schnur 1 cm tiefe Saatrillen ziehen. Asternsamen bevorzugt warmes Aprilwetter. Deshalb in der zweiten Hälfte des Monats April mit der Aussaat beginnen.

2. Samen gleichmäßig verteilen, Rillen leicht andrücken.

3. Ab 15. Mai den jungen Pflänzchen den richtigen Standort geben. Richtige Standorte sind alle freien Plätze in Dörfern und Städten, jeder Balkon, jeder Vorgarten.

Wie fleißige Gärtner sollt ihr überall dort Astern pflanzen, wo bunte Farbtupfer für das Geburtstagskind, unsere Republik, fehlen. Noch eins: Dem Unkraut geht kräftig zu Leibe und ... vergeßt das Gießen nicht!
An Aster! An Aster! Schreibt an mich, welche Stellen, Flächen, Punkte ihr mit Astern schmücken wollt. Zeichnet, malt, skizziert, beschreibt, was ihr vorhabt.
Fangt noch heute an. Schmückt mit Blumen den Geburtstagstisch unserer Republik!

Schmückt unsere sozialistische Heimat zu Ehren des 30. Geburtstages der DDR! Beladet den Pionierexpreß!

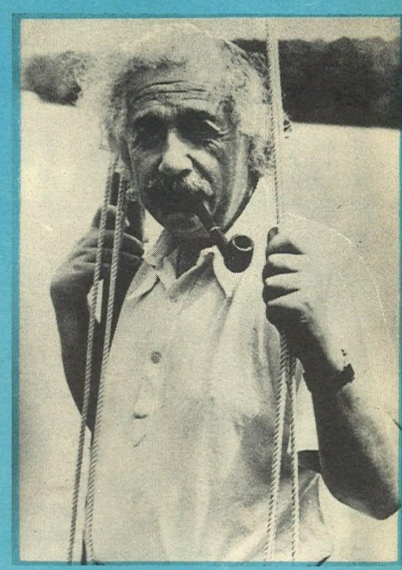


Foto: ADN/ZB

Von diesem Mann da auf dem Foto heißt es, er sei ein genialer Forscher gewesen, Freunde nannten ihn einen großen Gelehrten und gütigen Menschen mit einem gerechten Zorn gegen Vorurteile, Ungerechtigkeit und reaktionäre Ideen. Dieser Mann kämpfte sein ganzes Leben für die Völkerverständigung und den Weltfrieden.

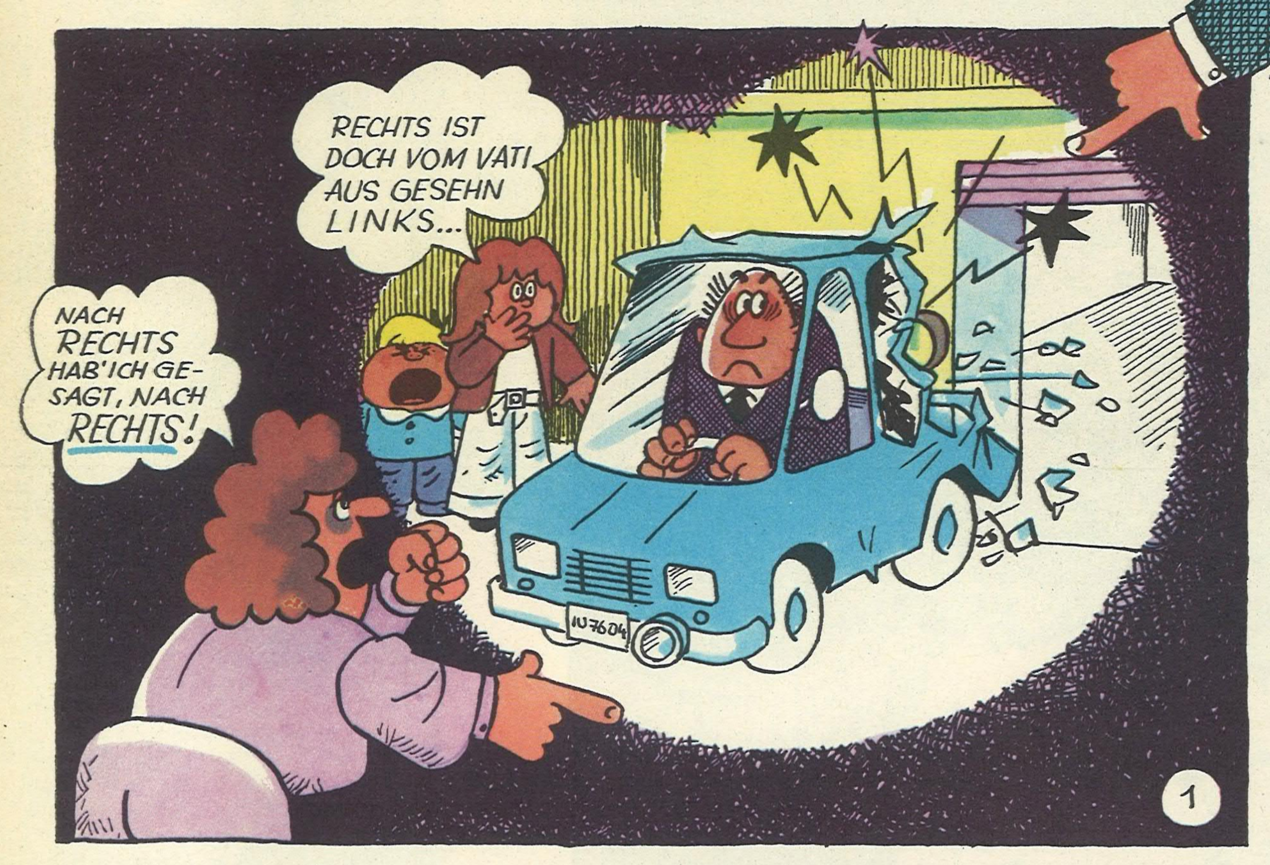
Für seine aufsehenerregenden wissenschaftlichen Leistungen in der Physik erhielt er 1922 den Nobelpreis. Für das reaktionäre Deutschland jedoch, in dem der Antisemitismus schon sehr früh häßliche Blüten entwickelte, war dieser Mann ein Feind, gegen den man zum Mord aufhetzen konnte. Das faschistische Gesindel vertrieb ihn aus seiner Heimat, und er betrat sie nie wieder. Aber auch im Ausland setzte dieser Mann seine ganze einflußreiche Persönlichkeit gegen Krieg und Militarismus ein, bis an sein Lebensende. Der Dienst an der Gesellschaft war dem Wissenschaftler der eigentliche Sinn des Lebens.

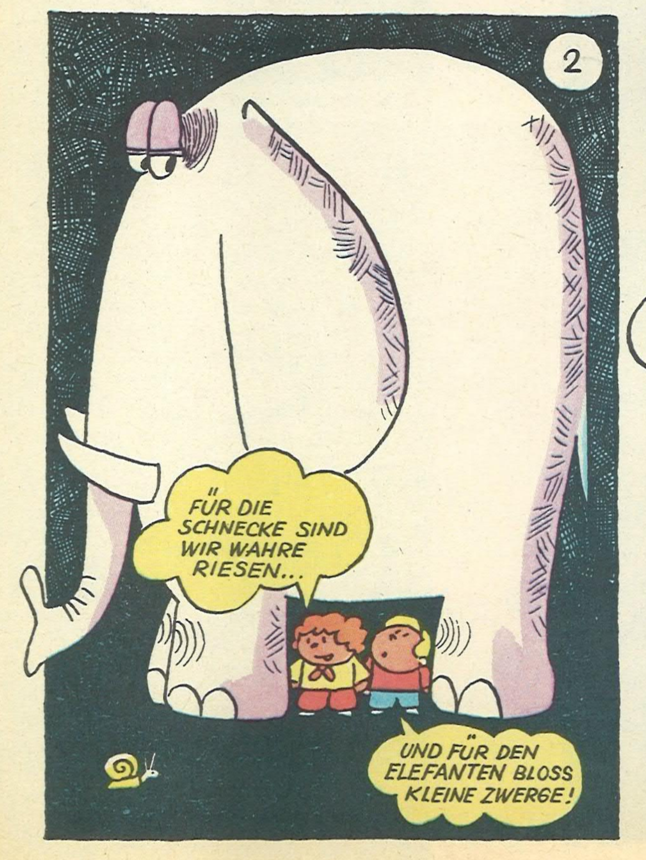
Seine Berühmtheit interessierte ihn so gut wie gar nicht. Er blieb ein bescheidener Mensch, ohne Eitelkeit und Neid. Stets bereit, in Not Geratenen zu helfen. Seine Sympathien gehörten immer den Unterdrückten, die er verteidigte und unterstützte.

Und dieser Mann lachte gern. Er fühlte sich sehr der Natur verbunden, liebte Wälder und Seen, segelte selbst. Und er spielte vorzüglich Violine. Manchmal gab er Konzerte und den Erlös daraus für die Hilfe an anderen. Man schreibt über ihn, ohne all seine wissenschaftlichen Leistungen bliebe er genau so groß. Bei ihm hätte man den Wert wirklicher Freundlichkeit kennenlernen können. Dieser Mann da auf dem Foto ist Albert Einstein.

Zeichnungen:
Richard Hambach

DAS WORT HAT: PROFESSOR EINSTEIN



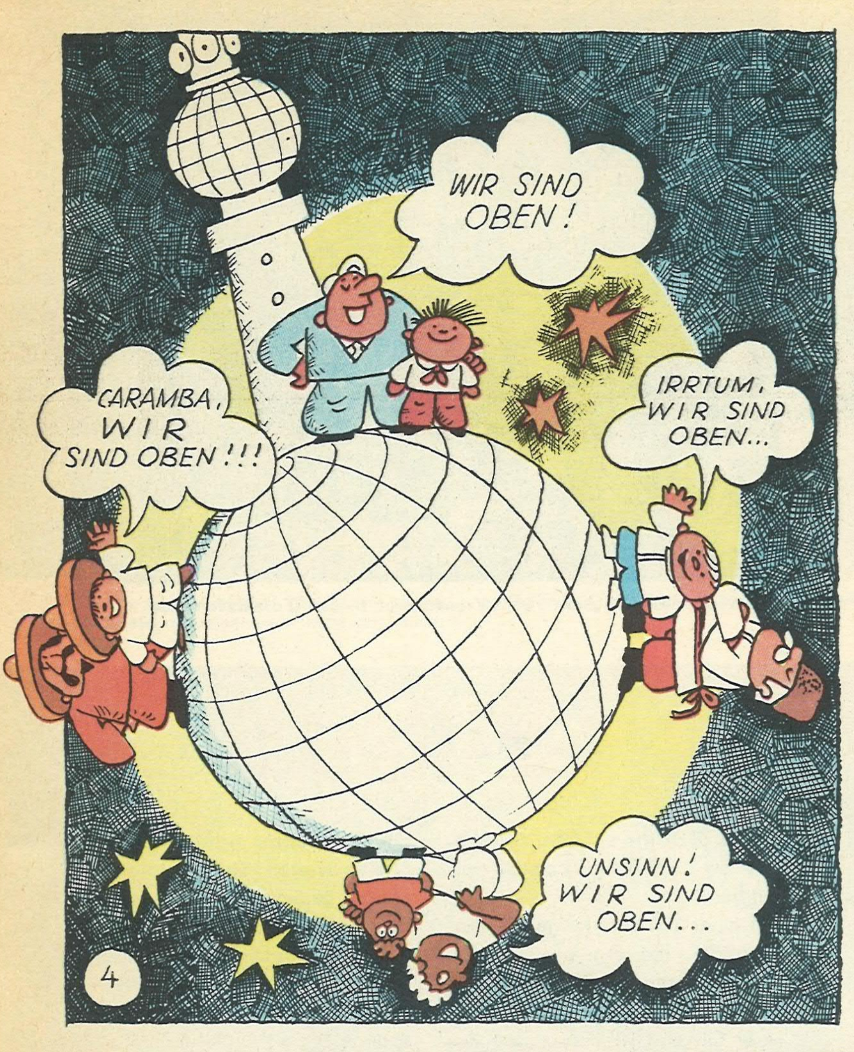




Jawohl, hier bin ich. Da in diesen Tagen mein 100. Geburtstag gefeiert wird, bat mich FRÖSI, für euch einige Lektionen zu halten. Nehmt bitte Platz zur ersten Vorlesung.
Unser Thema lautet:

WO IST RECHTS? WO IST LINKS?

Diese Fragen sind leicht zu beantworten, meint ihr? Nun gut, dann wollen wir uns das etwas genauer ansehen.
Betrachtet bitte Familie Hühnerbein auf Bild 1. Warum knallt der Mann hinten gegen die Garagenwand? Weil für ihn – gegenüber seiner Frau – rechts eben auf der anderen Seite ist. RECHTS und LINKS sind also relative Begriffe. Das heißt, sie stimmen nur bedingt. Das rettende Garagentor ist nur unter der Bedingung rechts, wenn wir die Situation vom Standort der Frau Hühnerbein betrachten. „Von mir aus nach rechts!" hätte sie sagen müssen, die Dumme.
Auch GROSS und KLEIN, Bild 2, sind relative Begriffe. Die Knirpse unterm Elefantenbauch haben das begriffen. Und ihr, verehrte Frösianer, wißt natürlich auch, weshalb die Zweimetertür auf Bild 3 so murkelklein ist. Weil alle Dinge scheinbar um so kleiner werden, je weiter sie von uns entfernt sind. Alter Hut!
Weiter: Wer hat recht auf Bild 4? Wer ist OBEN, wer UNTEN? Wieder zwei relative Begriffe. Die Telespargelkugel über den Berliner Köpfen hat der Angolaner unter den Füßen. Es kommt immer auf den Standort an. Und wer liegt schief auf Bild 5? Was für den einen GERADE, ist für den anderen SCHIEF.
Kritisch wird das letzte Bild. Selbst wenn mir die Mutter auf dem Bild böse sein sollte, muß ich nämlich sagen: Der Knabe hat recht! Auch TAG und NACHT sind relativ. Mutters Feststellung stimmt nur, wenn sie sagt: Bei uns in Kleinnuschelberge ist es schon Mitternacht.
Also notiert bitte: Viele täglich benutzte Begriffe sind relativ. Sie erhalten erst einen Sinn, wenn wir auch die Bedingungen nennen, unter denen wir sie anwenden.
Das war's für heute. Nächstes Mal schürfen wir tiefer. Ich danke für eure Aufmerksamkeit!





JETZT IST ABER SCHLUSS MIT DER SCHMÖKEREI. ES IST SCHON MITTERNACHT!

MITTERNACHT IST RELATIV, MUTTI. IN IRKUTSK GEHEN INA UND PJOTR GERADE ZUR SCHULE.

6



Annet Herrmann, 9 Jahre

Ihr lieben Soldaten

Ob ihr auf See, ob in der Luft,
bei Tage und bei Nacht,
all ihr lieben Soldaten
seid bereit und wacht.

Oft übt ihr im Panzer,
gönnt euch keine Ruh,
und fahrt ihr durch unser Dorf,
winken wir euch zu.

Kein Blumenstrauß ist zu groß,
da gibt es nichts zu fragen,
kein Blumenstrauß ist zu groß,
wenn wir Dank euch sagen.

Zeichnungen: Jutta Mirtschin





Gleich rollen wir zum „Start". Mein Kommandant (links) ist die Ruhe selbst.

Panzer-Rennen

Gleich dürft ihr ein „Panzer-Rennen" im NVA-Geburtstagsstil miterleben.

Auf einer kilometerlangen Geländestrecke, die mit komplizierten Hindernissen gespickt ist, ermitteln die besten Panzerfahrer unserer Division wiederum ihre Besten. Ja, und dabei fährt jeder Panzerfahrer gegen die Stoppuhr! Ach so, ich habe mich ja noch nicht einmal vorgestellt. Ich heiße Mathias Reise, bin Unteroffizier bei der NVA, 22 Jahre jung und komme aus Herrschdorf bei Ilmenau.

Bei uns im Dorf bläst man das Jagdhorn, und hier bei unserer Bestenermittlung möchte ich natürlich auch gern mächtig „ins Horn" stoßen! Mal sehen!

Nach der Schule habe ich Werkzeugmacher gelernt, anschließend nahm ich für drei Jahre meinen Dienst bei der NVA auf, um auch das zu schützen, was ich zu Hause zurückgelassen habe. Ich kam aber nicht unvorbereitet hier an. Schon bei der GST habe ich mich auf die Laufbahn eines Militärkraftfahrers gründlich vorbereitet. Das war wichtig!

Natürlich sind ein LKW und ein Panzer zwei völlig verschiedene Dinge, aber als Kraftfahrer fiel es mir leichter, auf meinen Panzer „umzusteigen". Um einen solchen Stahlkoloß sicher zu fahren, braucht man sehr viel Übung und sehr viel – Gefühl! Man muß vor allem eine ganze Menge wissen, um den Panzer richtig zu fahren und zu warten. Zum Beispiel gibt es über 50 Schmierstellen, die man kennen muß! Für gute militärische Leistungen und gutes fachliches Wissen bekam ich das Bestenabzeichen und die Klassifizierungsspange Stufe 1 verliehen. Ihr seht, man muß auch hier viel lernen!

So, nun wird es Zeit für mich.

„Aufsitzen!"

Mein Kommandant, der Gefreite Reiner Meerettich, und ich klettern in den Panzer.

Den Hauptschalter einschalten und das Anschließen an die Bord- und Funksprechgeräte sind gewohnte Handgriffe.

„Luken schließen!"

„Panzerfahrer gefechtsbereit!" melde ich.

„Adler 17 bereit zum Fahren der Fahrübung!" meldet mein Kommandant an die Leitstelle.

„Adler 17, Motor anlassen!"

Ich starte.

Kraftvoll vibriert der Panzermotor. Ein vertrautes Geräusch. „Adler 17 gefechtsbereit!" meldet der Kommandant.

Adler 17 – vorwärts!

Die Stoppuhr tickt. Jetzt gilt es, alle Hindernisse einwandfrei zu nehmen und die Strecke geschickt und schnell zu durchfahren. Alles wurde auf vielen Fahrkilometern trainiert. Nerven behalten. Ich gebe Gas!



Vor uns die Spurbrücke! Hier kommt es auf Zentimeter an, wenn man nicht abrutschen will!



Im Gelände. Die „Straßen" sind nicht die besten! Die Zeit läuft!



Der Panzergraben hat es in sich! Mit viel Gefühl durchfahren und trotzdem schnell sein!

So sehe ich vom Fahrersitz aus eines der ersten Hindernisse – den Sperrabschnitt. Nicht gerade ein „Panoramablick"!

Siegerehrung! Unter den besten Panzerfahrern des Verbandes kam ich auf den zweiten Platz. Wenn das kein Grund zur Freude ist! Das ist mein Beitrag in der Soldateninitiative „Salut – DDR 30!" zum Geburtstag unserer sozialistischen Heimat.

Text und Fotos:
Peter Klaus Eckert

Frauentag

Heut, ja heut ist Frauentag,
hier und dort und überall.
Allen Frauen unser Herz
heut zum 8. März!

Kerstin Muschik, 10 Jahre

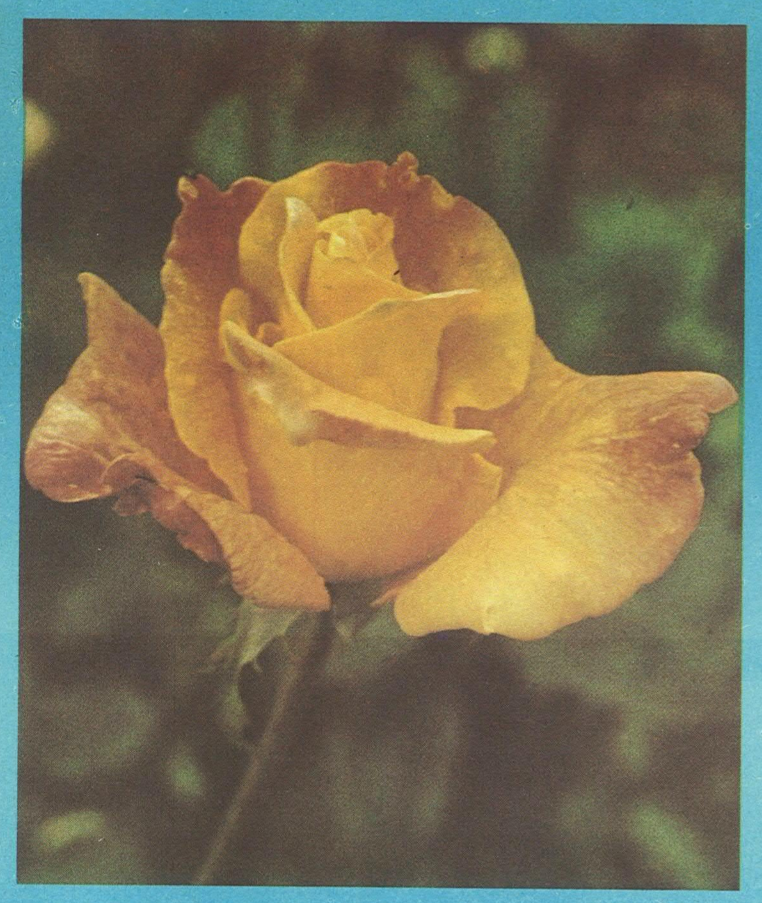


Foto: Herbert Schier

Zum 8. März

Dein Ehrentag ist heute.
Ihn feiern viele Leute.
Ich schenk dir einen Blumenstrauß
und eine Decke.
Bitte, leg sie nicht
in irgendeine Ecke.
Der Blumenstrauß ist kunterbunt,
liebe Mutti, bleib gesund.

Heike Uhlemann, 12 Jahre, Jürgenstorf

Auf dem Bauplatz

Ich sehe oft auf dem Bauplatz zu,
die Bauleute arbeiten ohne Rast und Ruh.
Sie setzen fleißig Stein auf Stein,
denn das Haus muß bald fertig sein.

Ein Lastkraftwagen bringt Platten heran,
ein Kran hebt schwere Steinblöcke an.
Die Bauleute messen alles ganz genau,
denn überall muß es stimmen auf dem Bau.

Hier wächst eine Schule, dort ein Krankenhaus,
und das sieht wie eine Kaufhalle aus.
Bald ziehn schon die ersten Leute ein,
dann leben sie glücklich und sind nicht allein.

Ariane König, POS Werther

Wie die Tiere leben

Mein Vati ist Fernstudent. Er lehrt mich viel. Jetzt wird er Diplomchemiker. Am Wochenende ist mein Vati zu Hause. Wenn er Zeit hat, spielt er mit mir Schach. Mein Vati fragt mich immer, wie es in der Schule geht. Mathematik kann er mir besonders gut erklären. In der Freizeit sehen wir uns Bücher an und sprechen darüber, wie die Tiere leben. Denn dafür interessiere ich mich. So wie mein Vati, möchte ich auch sein.

Claudia Müller, Klasse 3, Schwedt/Oder



Frühlingszeit

Bald wird hell die Sonne lachen,
und die Gräser dann erwachen,
Vögel zwitschern ihre Lieder,
und es blüht der erste Flieder.

Viele Frühlingsblumen sprießen
in den Gärten und auf Wiesen.
Und die gelben Osterglocken
Bienen aus dem Hause locken.

Auch die Bäche munter fließen,
Frühlingskleider uns begrüßen.
Bunte Bälle lustig springen.
Kinder Frühlingslieder singen.

Heike Müller, 13 Jahre, Teuchern



Unsere Altstoffsammlung

Jeder Junge Pionier
sammelt fleißig Altpapier.
Drum, ihr Leute, füllt die Taschen
mit Konservengläsern, Flaschen,
legt auch Lumpen mit bereit,
und wir sagen euch Bescheid,
morgen Nachmittag halb vier
klopfen wir an jede Tür,
denn es ist ja nie zu spät
für die Solidarität!

Angela Stiede, POS Großheringen

Zeichnungen: Jutta Mirtschin

Die Zukunft wohnt in unserem Land

ist das Motto des Literaturwettbewerbes der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in diesem Schuljahr. Noch bis Ende April 1979 hast du Zeit, dich mit Geschichten, Gedichten und Szenen zu beteiligen. Die genauen Bedingungen sagt dir dein Freundschaftspionierleiter oder du kannst sie in der „Trommel" Nr. 42/78 lesen.
Wir wünschen dir viele Ideen und Freude beim Schreiben.
Aus den Wettbewerben der letzten Jahre einige Kostproben.

Wilhelm Pieck

Du hast uns gelehrt,
neue Häuser zu baun
für unsere Zukunft,
auf die wir vertraun.
Für die Einheit der Arbeiter
tratest du ein.
So wie du warst, möchte ich sein.
Dir nachzueifern verspreche ich hier
als Thälmannpionier.

Dana Jordan, Klasse 4, Bernau



Unsere Waschrumpel

Meine Mutti hat 'ne Rumpel.
Eine, mit der man waschen kann.
Erst kommen Vatis weiße Hemden,
und dann Opas Strümpfe dran.

Rippel-ruppel, rippel-ruppel,
ruppt die Wäsche immerzu.
Mutti reibt sie rauf und runter.
Sauber wird sie dann im Nu.

Hängt die Wäsche auf der Leine,
ist das Wichtigste vollbracht.
Trocknen kann sie von alleine,
wenn Wind weht und die Sonne lacht.

Ilona Treybig, 9 Jahre

Der Sprung über den Kaukasus

Reiseerlebnisse in Grusinien

WALTER BASAN


Zeichnungen: Thomas Schallnau

Augenweiden, Probeschmecken und großes Palaver

Quandje hat Wort gehalten – es gibt ein Wiedersehen mit den Marktleuten aus dem Bus in den Bergen. Wir erleben einen Basarbesuch. Lieber Himmel, was für eine aufregende Mischung aus Düften, Dünsten und Geschwafel. Aus Farbklecksen, Schwüle, Geschiebe und Palaver. Ein wildes Potpourri. Obstberge, zappelnde Hühner, Kräuterbündel, Gewürzstapel. Ganze Wannen kunterbunter Blumen. Geschlachtete Rinder, kopfüber an Haken aufgereiht. Stoffballen. Hundert Käsesorten. Wo anfangen, wo aufhören? Alles in ständiger Bewegung gehalten von hurtigen Käufer- und Verkäuferhänden. Von Fragen und Auskünften, Zweifeln und Lobpreisungen. Umschwirrt und umlauert von begehrlichen, abschätzenden, kritischen Blicken aus Augen, auf deren Grund ein dunkles Feuer schwelt. Grusinier haben ungemein lebendige, poesievolle Augen, die mitunter mehr über Wünsche, Befürchtungen oder Leidenschaften auszusagen vermögen, als ihr sicher nicht gerade träges Mundwerk.

Quandje macht den Wellenbrecher und schiebt sich mit Geschick und kräftigen Ellenbogen durch die in den Gängen oft gestaute Käuferschaft. Er langt hier einen Stengel Dshondscholi, ein würziges Kraut, vom Tisch und schiebt es mir zwischen die erwartungsvollen Lippen. Fischt dort ein paar Beeren, eine Prise Suneli-Gewürz, eine Nuß oder einen Streifen Käse vom Messer und reicht mir alles nacheinander, damit ich mir selbst ein Urteil über Wohlgeschmack und Qualität bilden kann. Den Käse begleitet von der wortreichen Erklärung, daß seine Mutter mit eben dieser Sorte die herrlichsten Chatschapuris – Kuchen mit Käsefüllung – zubereitet habe.

Die Verkäufer hinter ihren flachen Tischen haben nichts gegen Kosthappen und Probeschmecken einzuwenden. Niemand kauft hier gern die Katze im Sack. Für jeden seiner Rubel hat der Kunde Anspruch auf bedächtige Auswahl, lange Gespräche und erstklassige Güte der angepriesenen Ware.



Messer aus Chorasan

Tanja winkt mir zu, weil ich mich schon viel zu lange von einer halbverschleierten Kurdenfrau mit aufgeschnittenen, saftigen Birnen verwöhnen lasse, und mir deshalb entgeht, was ein grusinischer Schlächtermeister über die Besonderheit der von ihm feilgebotenen Kälberzunge lauthals zu verkünden hat.

„Es gibt keine feisteren Kälber als die aus Muchrani. Awtandil, hab ich recht? – Pfirsiche aus Gori, Honig aus Kwareli und Kälber von den blumenbunten Wiesen bei Muchrani. Stimmts, Leute? Dort versteht man von Kälberzucht soviel wie in Chorasan vom Säbelschmieden. Und wer wollte behaupten, daß dieses Glanzstück von einem Messer nicht aus Chorasan ist? Der Qualität der Kälberzunge ebenbürtig." – Dann läßt der Meister seiner Zunft und des geschliffenen Wortes das mit einem kunstvoll verzierten Knauf ausgestattete Messer bewundern, bevor er damit ein paar flinke Schnitte durch eine Kälberkeule zieht und sich dann erneut der Zunge zuwendet. „Kerngesund, blutfrisch – sie leckt ja noch nach den Kräutern, die hier stehen. Eine Wonne für den, der Köstlichkeiten auf dieser Welt noch zu schätzen weiß. Awtandil, hab ich recht?"

Sein Gehilfe nickt gewichtig und verrät anschließend ein Rezept für die Zubereitung eines Festessens. „Dazu einen Madshari, nicht zu kalt serviert, ich sage euch – ein Erlebnis zum Niederknien." Das Geschäft kommt zustande. Die Leute drängen sich um den Stand. Die Kunden verstehen etwas von guten Messern und von Gaumenkitzeln. Und die schätzen Zunge. Die vom Kalb und die redselige, gewandte Zunge des Meisters.

Raketen contra Hagelschlag

Wär ich ein Riese, so daß ich die Kaukasus-Gletscher unter mir als Ruhebank betrachten könnte, ich würde mit dem linken Fuß so zum Spaß ins Schwarze Meer und mit dem rechten Fuß ins Kaspische Meer stippen. Meine Ellenbogen fänden irgendwo zwischen Bagdad und Beiruts Moscheen Halt. Und Flugzeuge umspielten meinen Kopf wie Mücken. Aber ich bin kein Riese, sondern Tourist und schlürfe, auf Platz 29 eines dröhnenden Silbervogels hockend, grusinischen Tee. Wir fliegen zurück. Zurück nach Moskau.

Der Landschaftsteppich, der sich erneut unter meinen Blicken entrollt, erscheint mir nach allem, was ich nun weiß, nicht nur schön, sondern auch nützlich. Die endlos anmutenden Waldstreifen an den Feldrainen etwa, die die Kulturen der Sowchosen vor trockenen Winden schützen. Grüne Barrieren, die sich im ganzen Lande über mehrere Millionen Hektar erstrecken. Der Mensch – ein Riese. Ich beginne zu ahnen, was das heißt. Auch gestern, am Rande einer Mandarinenplantage, bewegte mich ein ähnliches Hochgefühl. Am Himmel hatten Gewitterwolken gestanden. Blauschwarz mit schwefelgelben Rändern. Es lag Hagel in der Luft, die schwül war und seltsam drückend. Eisregen hätte die Ernte zunichte gemacht. Einige hundert Tonnen Mandarinen.

Die Vorsitzende der Genossenschaft gab Hagel-

alarm. Was heißt das, fragte ich mich. Hüllen sie jetzt alle Sträucher in Plastedecken ein? – Zwei LKWs mit Spezialrampen fuhren in die Plantage. Ich hörte es knallen und sah längliche Geschosse in den Himmel steigen. „Raketen mit Chemikalien gefüllt", sagte der Vorsitzende. „Oben in den Wolken explodieren sie und wandeln die Eiskristalle in Wassertropfen um. Die Zeit ist vorbei, daß der Mensch Angst vor Naturgewalten wie dieser hat." Wahrhaftig, den himmlischen Schleusen entquoll ein belebender Platzregen, und hinterher sahen die orangeroten Früchte aus wie frisch lackiert.

Dreißig auf dem Wunderbaum

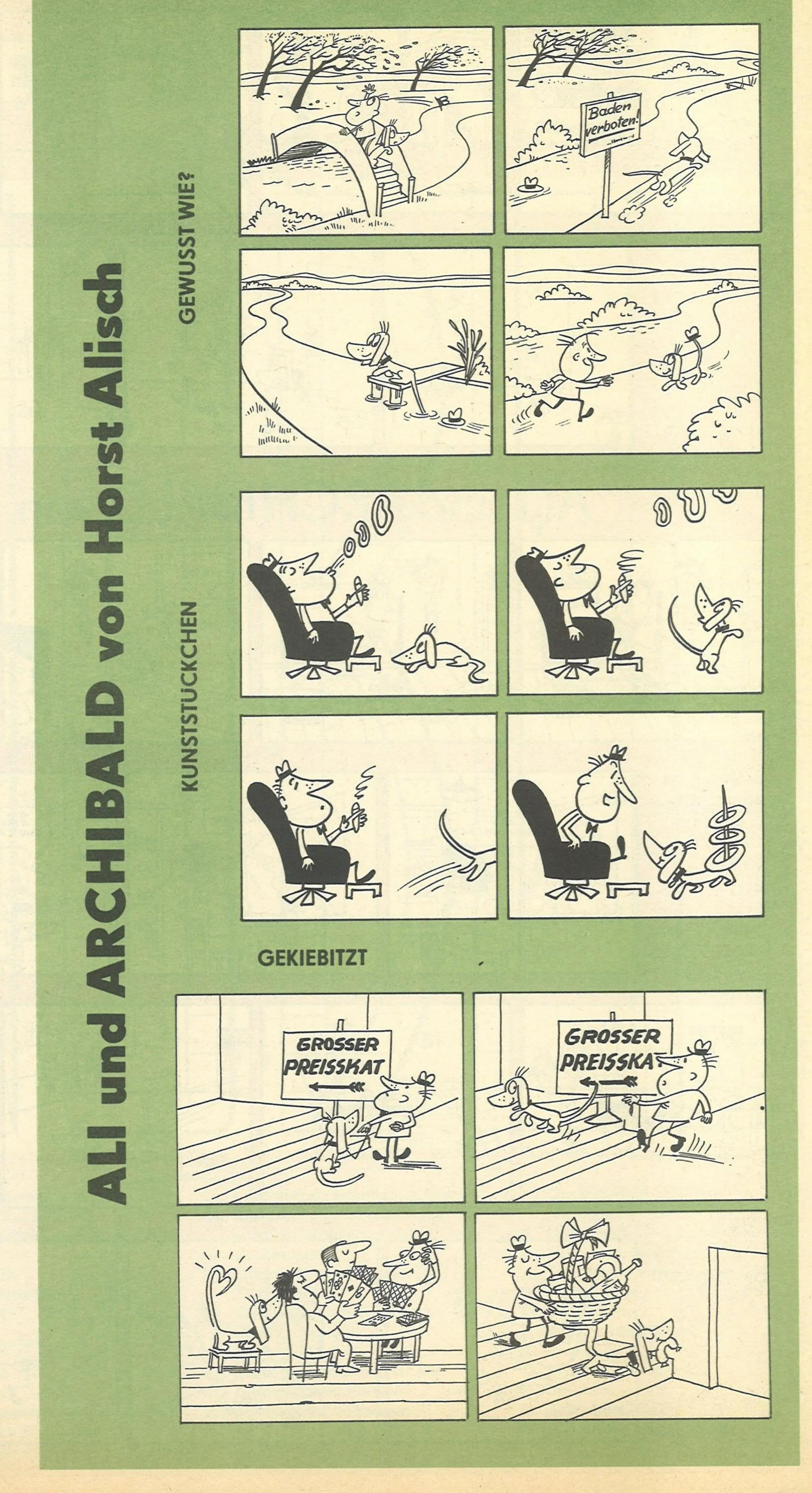
Ich suche die Plantage von hier oben aus, aber ich finde sie nicht. Am Horizont ein unwirkliches, silbergraues Leuchten. Ist das die Kolchis, das sagenumwobene Land aus der Legende? Dorthin brachen einst die Argonauten auf wie nach einem fernen, verheißungsvollen Stern und suchten das heilbringende Fell eines dem Zeus geopferten goldenen Widders. So wie der Mensch seit eh und je auf der Suche nach Vollkommenheit und Glück ist. Wofür lohnte es sonst zu leben? Ich frage die Stewardeß. Sie wendet sich zu mir um, und ich blicke ein bißchen verdutzt in das abgespannte Gesicht einer zur Fülle neigenden Frau. Sie nennt die Zeit unserer Zielankunft und schiebt dann vorbei an Körben und Bündeln mit Habseligkeiten der zumeist einheimischen Passagiere, weil weiter vorn ein Kind weint. Ich erwarte Geschimpfe und sehe mich enttäuscht. Im Angesicht der Hilfsbedürftigkeit verändert sich die Stimmung der müden Frau. Sie blüht auf, wird zur betulichen Mutter. In ihren Armen ein Kind mit schwarzem Haargelock – Ricardo.

In einer Versuchsstation für subtropische Kulturen in Sotschi gibt es einen Wunderbaum, erinnere ich mich nun. An seinen Zweigen wachsen amerikanische Grapefruits, italienische Zitronen, japanische Mandarinen. Dreißig verschiedene Obstsorten. Große und kleine, unscheinbare und leuchtende, stattliche Früchte. Das Ergebnis eines Züchtungsversuchs vieler Hände, die einem einzigen Baum die unterschiedlichsten Reiser aufpfropften. Unter den „Gärtnern" Ho chi Minh und Gagarin, Paul Robeson, die Friedenspreisträgerin Elisa Branco aus Brasilien und der österreichische Bundespräsident. Politiker, Künstler, Wissenschaftler, Abgeordnete. Prominente aus allen Bereichen des Lebens. In einem Gästebuch die Gedanken von Menschen aus 125 Ländern. Der Schriftsteller Karl Emil Englund aus Stockholm schrieb: „Auf eine Zeit, da die Generale der Geschichte angehören werden und man aus Schwertern Okuliermesser für Freundschaftsbäume machen wird."

Bald verdecken Wolkenwände die Sicht nach draußen.

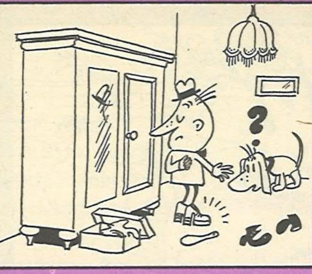
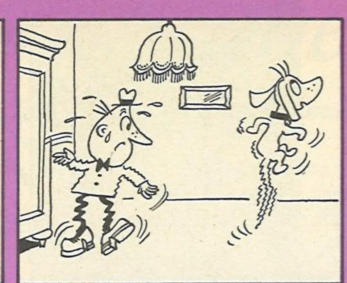
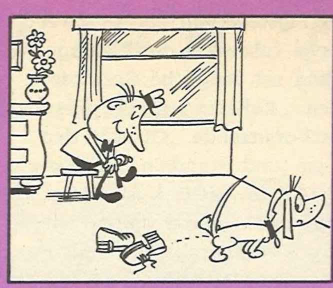
Die Turbinen orgeln.

Im Bordfunk eine Wettermeldung. Moskau meldet 5 Grad minus und leichtes Schneetreiben. Väterchen Frost übt das Zubeißen. Das bunte Campinghemd verschwindet im Beutel, in dem die Souvenirs aus Grusinien liegen. Mit ihnen tausend schöne Erinnerungen.

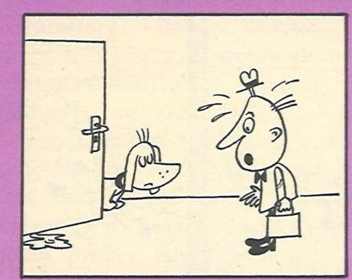
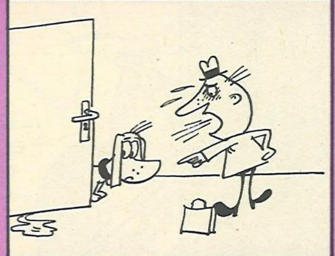
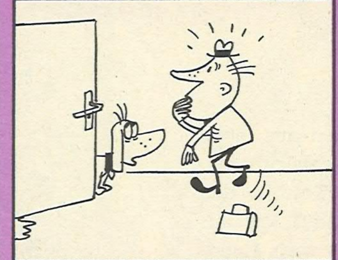
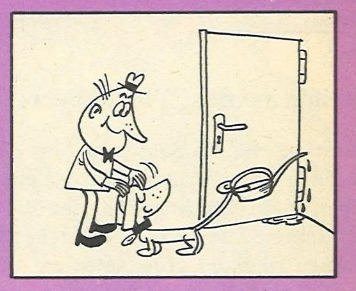


Wie auf Stelzen



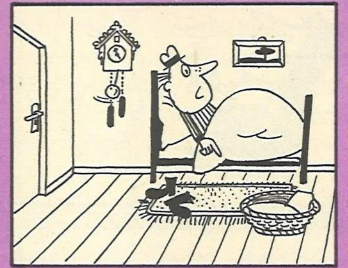
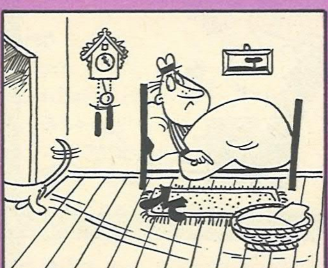




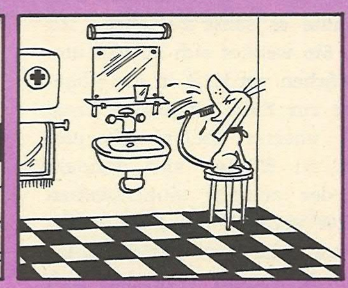
Falscher Verdacht

ALI und ARCHIBALD von Horst Alisch

Körperpflege

Kinobesuch

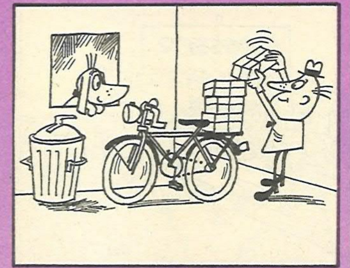
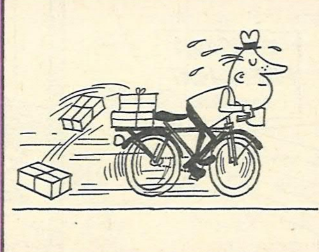
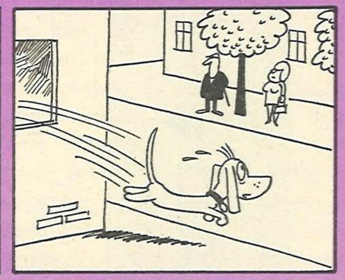
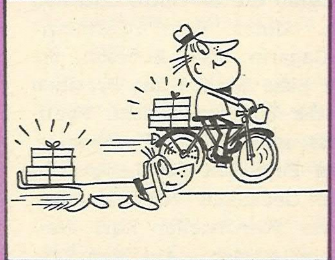




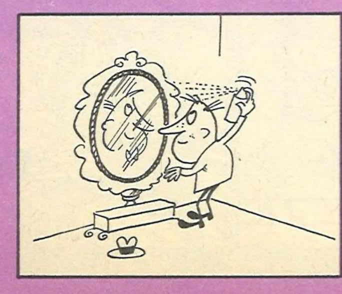
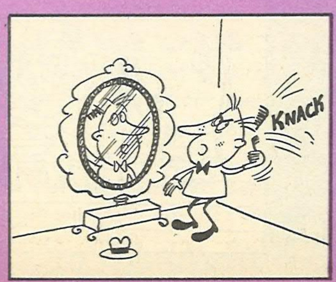


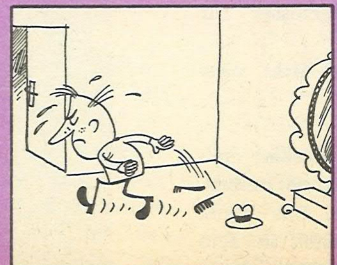
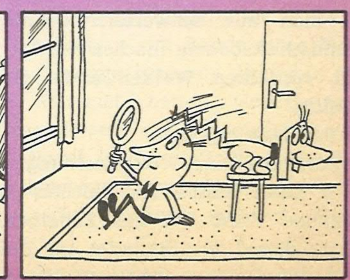


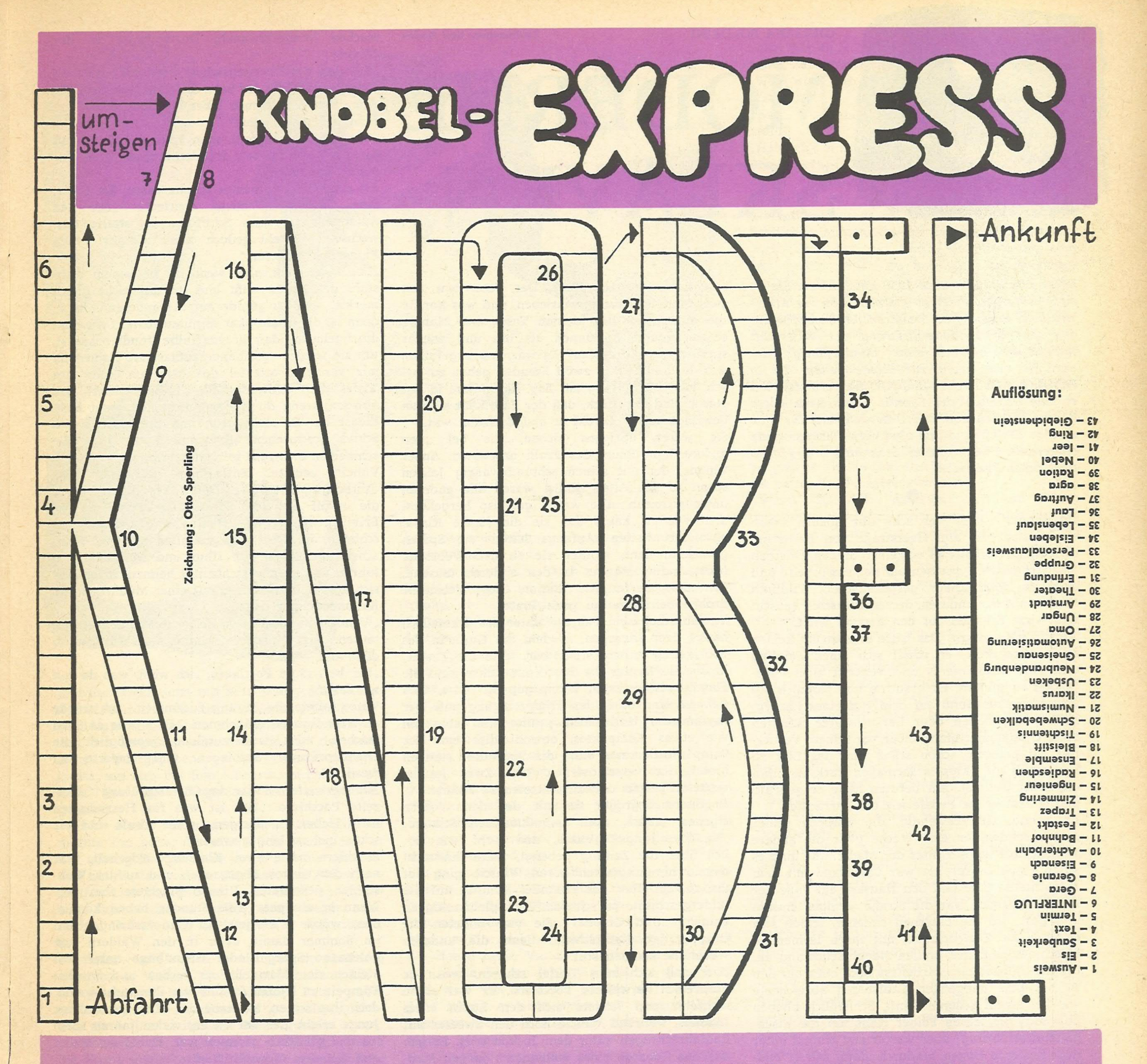
Doppelt hält besser

Haarfestiger



1. Kennkarte
1. Nachspeise
3. hygienische Forderung
4. Wortlaut
5. vereinbarter Zeitpunkt
6. Luftverkehrsbetrieb der DDR
7. Bezirksstadt
8. Balkonblume
9. Wartburgstadt
10. Berliner Kulturparkattraktion
11. Zughaltestelle
12. offizielle Feierlichkeit
13. Viereck mit zwei parallelen ungleich langen Seiten
14. Kinderbuchautor (z. B. „Die Jagd nach dem Stiefel")
15. wissenschaftlich ausgebildeter Techniker
16. Gartenfrucht
17. Künstlerkollektiv
18. Schreibgerät
19. Sportart
20. Sportgerät
21. Münzkunde
22. Bustyp
23. Angehörige einer mittelasiatischen Unionsrepublik der UdSSR
24. Bezirksstadt
25. patriotischer preußischer General
26. höchste Form der modernen maschinellen Produktion
27. Großmutter
28. Bürger eines sozialistischen Bruderlandes
29. Kreisstadt im Bezirk Gera, Puppenmuseum
30. Kulturstätte
31. etwas Ausgedachtes ist eine ...
32. Gemeinschaft, Kollektiv
33. persönliches Dokument
34. Geburts- und Sterbeort Martin Luthers
35. Darstellung des persönlichen Entwicklungsweges
36. Teil des Gewehrs
37. Aufforderung, Befehl
38. Ausstellung in Leipzig-Markkleeberg
39. Zuteilung
40. Witterungserscheinung
41. inhaltlos
42. Schmuckstück
43. historische Burg in Halle



GIULIANA BOLDRINI

Zeichnungen: Karl Fischer

MODERNE SKLAVEN

Diese Erzählung wurde 1955 geschrieben. Sie ist auch heute aktuell. Denn trotz der von der Arbeiterklasse erkämpften besseren Lebensbedingungen und trotz Modernisierung der Wirtschaft Italiens gibt es noch immer minderjährige Kinder, die nicht mehr zur Schule gehen, die in Fabriken oder in der Landwirtschaft arbeiten, um so zum Unterhalt der Familie beizutragen. Diese Kinder werden von den Unternehmern für eine geringe Entlohnung und ohne Versicherungsschutz eingestellt. Lest in dieser Erzählung von Vinicio und seinen Freunden.

●

Im Januar ist es um acht Uhr abends schon stockfinster. Die alte Heerstraße von Barberino di Mugello verläuft an einzelnen Stellen zwischen dichtstehenden Zypressen auf der einen Seite und dem im Mondschein gespenstischen Wildbach Marina auf der anderen, dessen Uferschilf rauscht und wirre Schatten auf den Asphalt wirft.

Vinicio hatte Angst. Das hätte er aber um keinen Preis zugegeben; er schalt sich einen Feigling und noch schlimmeres und verkniff sich, unbefangen zu pfeifen. Es brauchte nur plötzlich ein argwöhnischer Hund auf dem Hof eines Bauernhauses loszubellen oder der schwarze Schatten einer Grauammer unmittelbar vor seinem Vorderrad aufzufliegen, schon schoß ihm das Blut zu Kopf. Sein Herz klopfte dermaßen stark, daß ihm die Brust weh tat. Am liebsten hätte er geheult, und er trat in die Pedale wie ein Verrückter.

Er kannte sie auswendig, die Etappen seiner Angst, seitdem er eine Woche über die andere Nachtschicht hatte. Hinter der Madonnina ging es schon etwas besser; da war Calenzano mit dem beleuchteten Café und den Häusern am Fuße der Anhöhe. Danach war die Straße weniger einsam und dort, wo die Laternen endeten, schloß sich sogleich die Zementfabrik mit ihren lärmenden Maschinen und der grellen Neonbeleuchtung an, die die Umrisse eines Arbeiters hoch oben auf den in der Luft hängenden Laufstegen abzeichnete wie bei einem Scherenschnitt. Schließlich blieben nur noch die leeren Felder rings um die Eisenbahnunterführung; aber war er erst einmal unter dem finsteren Bogen hindurch, dann sah er endlich die immer zahlreicheren Lichter von Prato, das Tag und Nacht wach war, immer geschäftig und geräuschvoll.

Vinicio ließ die Füße ruhen und bog im Freilauf in die Via del Gorello ein; dann trat er noch zwei- bis dreimal kräftig durch und bremste schließlich, indem er mit dem Schuh über den Bürgersteig schleifte. Wenn das Adelio sah, der älteste unter ihnen, dann verschonte er ihn nicht mit der üblichen Bemerkung: „Nur zu, Nini, Papa macht das schon."

Das war wirklich zum Lachen, wenn einem der Sinn danach stand, denn von der ganzen Familie Giorgetti brachte im Augenblick nur er, Vinicio, eine Lohntüte nach Haus. Der Vater war seit zwei Monaten krankgeschrieben, und was konnte die Mutter mit der kleinen Tosca und Manola schon anderes annehmen als hin und wieder stundenweise Aushilfen? Es war ihm zugefallen, sich die Schicht von zwölf Stunden geben zu lassen, eine Woche lang am Tag, die andere in der Nacht. Und ein Glück, daß der Fabrikant sie ihm bewilligt hatte, obwohl er erst dreizehn war.

Sie waren übrigens sieben, die bei „den anderen" im Raum des Fralli arbeiteten. Außer Ginone, der mit seinen achtundzwanzig Jahren schon zu den Alten zählte, waren alle anderen unter sechzehn. Alle waren genauso hergekommen wie er, kaum daß sie die fünfte Klasse absolviert hatten. Anfangs hatten sie Spulen gewickelt, dann mußten sie an den Webstuhl. Nicht anders war es in den anderen tausend, von der marternden Stimme der Webstühle dröhnenden Sälen in ganz Prato.

Vinicio schob sein Fahrrad unter das Schutzdach hinter dem Schuppen, in dem die Giulietta des Fabrikanten untergestellt war, löste die Tasche, in die die Mutter die Brote mit Rührei und die Flasche verwässerten Weins gepackt hatte, vom Rahmen und stieß den Hintereingang auf. Der rhythmische Höllenlärm prallte ihm entgegen wie etwas Kompaktes, obwohl dies erst der Lumpensortierraum war; die Webstühle standen hinter der verschlossenen Tür. Zwei Jungen warteten bereits darauf, eintreten zu können.

Pocchiero begrüßte sie mit der den Webern eigenen lauten, doch teilnahmslosen Stimme: „Na los, Jungs!" Vasco, den Kopf wie üblich über die Zeitung gebeugt, hatte ihn nicht einmal hereinkommen hören. Vinicio ging auf ihn zu, um über des Freundes Schulter auf die Bildergeschichte zu schielen, doch gleichzeitig zu fragen: „Und Ginone?" Sie vier bildeten die Gruppe der Nachtschicht, denn die anderen Webstühle standen still.

„Der soll sich zum Teufel scheren, wenn er aufkreuzt!" erwiderte Pocchiero. Er war schon sechzehn und leistete sich den Luxus eines Mantels, während Vinicio noch den Sweater mit Radfahrerkragen unter dem Jackett trug. Er gab sich das Gebaren eines vollendeten jungen Mannes und wollte jetzt zu verstehen geben, daß er wüßte, warum Ginone immer abgehetzt zu spät kam. Kichernd kniff er ein Auge zu: „Ein großer Blonder, mein Lieber."

Vasco, der Leser, hob den Kopf.

„Sag mir lieber, ob dir bekannt ist, daß Banelli Weber und Frauen für die Umspuler einstellt?"

Pocchiero bejahte. „Soll wohl. Aber im übrigen, auch dort versichern sie dich nicht."

„Wieso, kennst du denn viele, die Jungen bei diesen Mondscheinnächten versichern?" entgegnete Vasco mit nachsichtiger Miene. „Banelli ist aber ein großer, vollautomatisierter Betrieb. Sie beschicken drei Webstühle auf einmal und machen hundertzwanzig Durchschüsse in der Minute . . ."

„Auf den Versicherungsschutz pfeif ich", fiel ihm Vinicio ins Wort. „Ich habe ohnehin noch nicht das Alter fürs Arbeitsbuch. Aber bei Banelli verdient man doch mehr, oder?"

„Mir hat einer gesagt, man kann sogar tausend Lire* am Tag bei acht Stunden machen. Aber wer glaubt das schon?"

Als einzigen Kommentar schnitt Vasco, der Leser, eine Grimasse. Vinicio überlegte. „Bei den Automaten, die das Schiffchen selbsttätig auswechseln, besteht jedoch keine Gefahr, einen Finger zu verlieren."

„Das zwar nicht, aber wenn dir bei einem Webstuhl der Faden reißt und du das nicht gleich merkst, weil du gerade auf die anderen achtest, dann ist dir in ein paar Minuten soviel Leinwand durchgelaufen, daß du eine halbe Stunde brauchst, um sie wieder auseinanderzufitzen . . . Kannst du mir verraten, wieviel du dann am Ende des Tages bei Akkordarbeit verdient hast? Im übrigen, wenn du dreimal nicht aufgepaßt hast, fliegst du. Es steht groß und breit auf einem Schild geschrieben: Sofortige Entlassung! Sie schmeißen dich raus im Handumdrehen."

Vinicio seufzte. Entlassung, das war das Schreckgespenst aller. Damit verglichen waren die zwölf Stunden Schicht ein Privileg. Das Privileg, nachts zu arbeiten und tagsüber zu schlafen, im Gegensatz zu allen anderen Menschen das Leben von Uhus und Nachteulen zu führen und gerade rechtzeitig heimzukehren, um sich aufs Bett zu werfen mit einer Müdigkeit, die Kanonendonner trotzt.

„Wenn man tatsächlich für acht Stunden Arbeit tausend Lire einsacken könnte, was würdest du dann tun, Vasco?"

„He, he", sagte Pocchiero, „ich weiß, was du tun würdest."

Vasco faltete die Zeitung zusammen. „Ich würde an Abendkursen teilnehmen. Mir würde es Spaß machen, mich weiterzubilden, womöglich die Chemieprüfung abzulegen und Experte zu werden."

„Donnerwetter! Sogar die Chemieprüfung!" frotzelte Pocchiero. „Das ist was für Herrschaften mein Lieber. Im übrigen, in der Schule sind wir schon viel zu lang gewesen."

Pocchiero hatte zwei Klassen wiederholt, war nach der vierten abgegangen und zu den Webstühlen gekommen. Vinicio pflichtete ihm bei: Wenn er ein paar freie Stunden haben könnte, dann würde er sie jetzt im Kino verbringen und im Sommer damit, oben in den Wäldern von Calenzano Spargel oder Gründlinge unter den Steinen der Marinella zu suchen und in den Tümpeln zu baden. All das war ihm nicht fremd, doch ihm schien, als habe das alles ein anderer Junge erlebt, der vor vielen, vielen Jahren sorglos und glücklich gewesen war. Dabei machte er erst seit drei Monaten Nachtschicht.

Die plötzliche Stille der Webstühle zerriß den Faden seiner Gedanken; die Gruppe der Tagesschicht – auch sie lauter Jungen, außer dem alten Adelio – verließ den Saal. Der Schwager des Fabrikanten kam die Nachtschicht kontrollieren. Er war etwa dreißig Jahre alt und dunkelhaarig. Er wurde nur Inspektor genannt, weil er im dritten Jahr der Verwaltungsschule durchgefallen war. Er zog ein Bein nach, und die Jungen sagten mit Groll in der Stimme, er sei von Gott gezeichnet.

Gerade erteilte er Ginone einen ernsten Verweis,

* 1000 Lire = etwa 2,50 M



weil dieser erst jetzt mit heraushängender Zunge eintraf und sich für die Verspätung damit entschuldigte, er habe eine Reifenpanne gehabt. Was ihm der Inspektor darauf erwiderte, das kann nicht wiedergegeben werden. Ginone dagegen lachte, um sich bei ihm einzuschmeicheln, so als habe ihm der Vorgesetzte ein Kompliment gemacht.
Vinicio stand schon an seinem Webstuhl, er mochte ihn gern, das alte Stück, wenngleich er nur achtzig Durchschüsse in der Minute schaffte; und um die tausend Durchschüsse des Akkords – dreißig Lire pro tausend – zu erreichen, mußte man sich verdammt quälen, denn wegen zahlreicher Defekte fiel der Stuhl alle Augenblicke aus.
In dieser Nacht schien er sich jedoch anständig betragen zu wollen. Vinicio hatte ihn erst kürzlich geschmiert – eine Viertelstunde Pause, unbezahlt natürlich –, und so lief er willig, gleichsam als wollte er ihm zur Hand gehen.
„Und weißt du, heute gibt's Lohn. Was wird die Mama sagen, wenn ich ihr eine etwas dickere Tüte heimbringe!"
Die auf den Webstuhl starrenden Augen fingen an zu brennen, wandten sich jedoch nicht eine Sekunde ab. Der ganze schmächtige Körper des Jungen vibrierte bei den Durchschüssen und verschmolz dermaßen mit dem Rhythmus des Stuhls, daß die Arme keine Arme mehr schienen, sondern stählerne Verlängerungshebel; das Blut pulste im unermüdlichen Takt des Schiffchens durch seine Adern. Je mehr Stunden verrannen, um so vollkommener die ungeheuerliche Verschmelzung von Mensch und Maschine. Doch ist der Mensch gegenüber der Maschine benachteiligt; Stahl wird nicht müde, der Mensch aber besteht aus Nerven, die sich abnutzen, aus Muskeln, die erschlaffen, aus Augen, die vor Anstrengung trübe werden.
Und aus einem Herz. Doch ausgerechnet das Herz läßt den Jungen im Stich, läßt ihn vergessen, wie treulos die unmenschliche Maschine sein kann. Vinicio sieht im Geiste das müde Antlitz der Mutter, das sich erhellt, während ihre Finger über die grauen Tausendlirescheine gleiten; die gelbliche Stirn des Vaters, auf der sich eine tiefe Falte ein wenig glättet und auf der linkischer Stolz auf seinen Jungen sichtbar wird, der eine Anstrengung auf sich nimmt, die einen Erwachsenen umwerfen könnte.
Bislang hat Vinicio es noch nie versucht, heute abend aber ist er sicher, daß er es schaffen wird, das Schiffchen auszuwechseln, ohne den Webstuhl anzuhalten; daß er jene Sekunden, jene Durchschüsse gutmachen kann, daß er nur den richtigen Augenblick abzupassen braucht. Er streckt die Hand aus...
Ein gellender Aufschrei übertönt den ohrenbetäubenden Lärm der Webstühle, drei Köpfe fahren herum, in der plötzlichen Stille hört man die Stimme Ginones – „Madonna, Madonna, Madonna!" –, der herbeieilt und sich verzweifelt die Haare rauft. Vinicio schaut seine Hand an: der kleine Finger fehlt. Er hält sie ganz hoch und weit von sich, als gehöre sie ihm nicht. Jetzt schreit er nicht mehr, mit blassen Lippen wimmert er nur leise vor sich hin: „Mama, Mama, Mama!"
Der Inspektor ist jedoch schon aus der Lumpenkammer herbeigeeilt, er stößt einen gräßlichen Fluch aus und zwingt dann seine Stimme zur Ruhe, wie jemand, der gewohnt ist, Befehle zu erteilen.
Vinicio findet sich auf dem Vordersitz der Giuletta wieder, die Hand in ein Tuch gewickelt; die Webstühle haben schon wieder zu rattern begonnen. Er hört ihr Dröhnen in seinem seltsam leeren Kopf, während das Auto durch die dunklen Straßen des Pratoer Stadtzentrums jagt, das nur jetzt, zu dieser nächtlichen Stunde schläft. Der Inspektor stoppt plötzlich den Wagen; sie sind wenige Meter vom Krankenhaus entfernt, dessen erleuchtetes rotes Kreuz über dem Portal man bereits erkennt.
„Hör mal zu..." Die Stimme des Mannes klingt ruhig, teilnahmslos.
„Was wirst du dem Doktor über deine Hand erzählen?"
„Nun...", Vinicio ist überrascht, „der Webstuhl..."
„Hab ich's mir doch gedacht. Der Webstuhl hat überhaupt nichts damit zu tun, den Webstuhl darfst du nicht einmal erwähnen, verstanden? Vor allem ist es deine Schuld. Man hat euch tausendmal gesagt, ihr sollt es nicht wagen, das Schiffchen auszuwechseln, solange die Maschine läuft. Doch ihr seid Dickköpfe. Wenn du aber jetzt sagen willst, du hast dich am Webstuhl verletzt, dann setz ich dich hier ab, und dann kannst du meinetwegen erzählen, was du willst. Für uns, denk daran, existierst du nicht. Ein Arbeitsbuch hast du nicht, und niemand kennt dich bei uns. Oder glaubst du, deine Kumpel werden den Mund aufmachen?"
Vinicio weiß es nur allzu gut: keiner seiner Kameraden würde einen Ton sagen. Es gibt so viele Arbeitslose, die bereit sind, ihren Platz einzunehmen und alle haben erfahren, was es heißt, zu Hause zu sitzen. Die Demütigung ist schlimmer als die Not. Die Stimme des Inspektors ist einschmeichelnder geworden.
„Wenn du dich dagegen wie ein Mann benimmst... ich bin sicher, daß ich mich für dich verwenden kann. Der Fabrikbesitzer ist mein Schwager und hört auf mich. In zwei bis drei Wochen bist du geheilt und wirst wieder eingestellt... Inzwischen bekommst du den Lohn, als machtest du die Zwölfstundenschicht. Besser als so, scheint mir..."
Ein Wutanfall weitet Vinicios Herz. Besser als so... Nicht genug damit, daß seinen ausgebeuteten, gequälten dreizehn Jahren jeder Schutz verweigert wird, jeder Respekt, nimmt man ihm auch das Recht, die Wahrheit herauszuschreien, die Schande darüber aufzuzeigen, was ihm widerfahren ist. Der Inspektor erwartet übrigens gar keine Antwort; er verhehlt seine Zufriedenheit nicht und läßt sich sogar herab zu versichern: „Mach dir keine Gedanken, ich werde alles erklären. Ich kenne den Doktor der Unfallstation, er ist ein feiner Mensch."
Der Doktor grüßt freundlich.
„Oh, Inspektor, bringen Sie mir einen Patienten? Was hat er angestellt, der Junge?"
„Er ist der Neffe des Betriebspförtners, Doktor. Ein Wagehals, der ständig um meine Giulietta herum ist. Heute abend hat er mir eine Nachricht überbracht, und ich habe ihn allein in der Garage gelassen, während ich nach Schreibpapier suchte. Der Motor lief, denn mir war so, als ob er klopfte, und ich wollte mal nachsehen... Hat mir der Bengel doch eine Hand in den Ventilator gesteckt!" Der Doktor macht eine untröstliche Miene, schüttelt den Kopf und verbindet unterdessen die Hand.
„Du hast dich ja ganz schön zugerichtet. Der kleine Finger ist futsch, weißt du das? Du hättest noch einige andere verlieren können. Ich muß klammern, halt still, ja? Die Vorliebe für Autos! Heutzutage kommen sie sogar schon damit zur Welt. Oder wie hast du es sonst angestellt?"
Vinicio antwortet dem Arzt, schaut dabei aber den Inspektor an. „Nun ja, es war der Ventilator, ich bin mit der Hand zu nahe herangegangen."
Er beißt die Zähne zusammen, denn er will nicht schreien, doch Haß und Empörung sind in seinen Blicken.

gekürzt

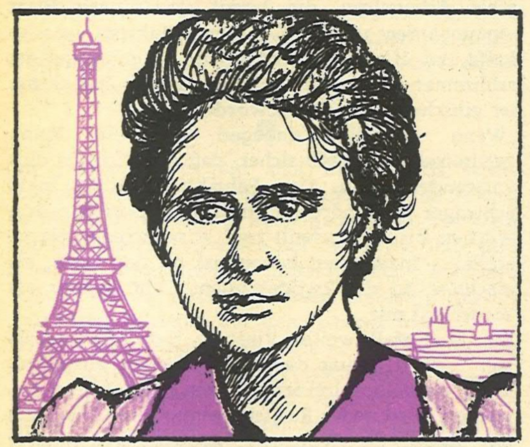
Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Wiszniewsky

Was für eine Frau!

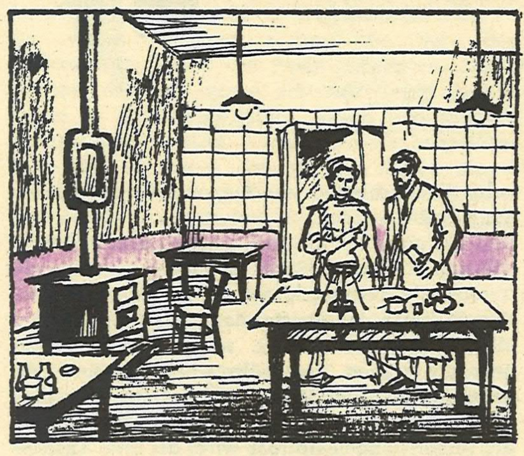
Text: Maria Curter
Zeichnungen: Hans Betcke



1. Paris 1896. Professor Becquerel entwickelt Fotoplatten. Erstaunt stellt er fest, daß die Aufnahmen durch dunkle Flekken verdorben sind. Die Platten hatten vorher gut verpackt im Dunklen gelegen. Sollte das Fläschchen Uransalz, das zufällig darauf stand, die Ursache sein? Becquerel stellt das Fläschchen auf ein neues Plattenpaket und entwickelt die Platten nach einiger Zeit. Das gleiche Ergebnis: Die Platten sind belichtet! – Er hat ungewollt die Radioaktivität entdeckt.



2. Eine junge Frau in Paris hört von dieser Erscheinung. Nachdem sie von Becquerel alles Wichtige darüber erfahren hat, nimmt sie sich vor, die Ursache zu finden. Die junge Frau ist Marie Curie, eine Physikerin, die das Studium gerade beendet hat. Sie will das Mineral, das hauptsächlich Uransalze enthält und Pechblende heißt, im Labor untersuchen.



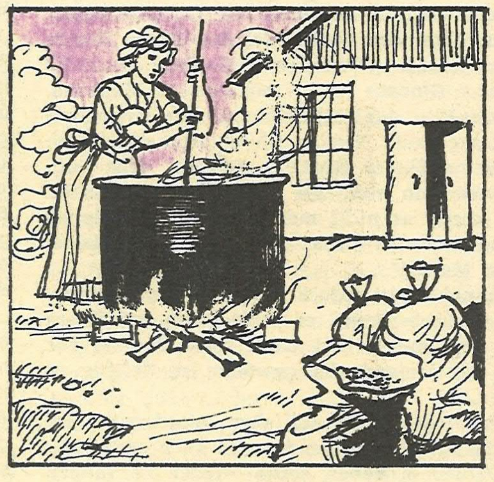
3. Marie Curies Labor ist ein alter Schuppen. In ihm befinden sich lediglich einige alte Kiefernholztische, Gasbrenner und Schmelzöfen für Mineralien. Zum Labor gehört noch der angrenzende Hof. Dort werden alle Versuche gemacht, bei denen giftige Gase entstehen. Viele Stunden arbeitet sie täglich gemeinsam mit ihrem Mann Pierre Curie in dem Labor.



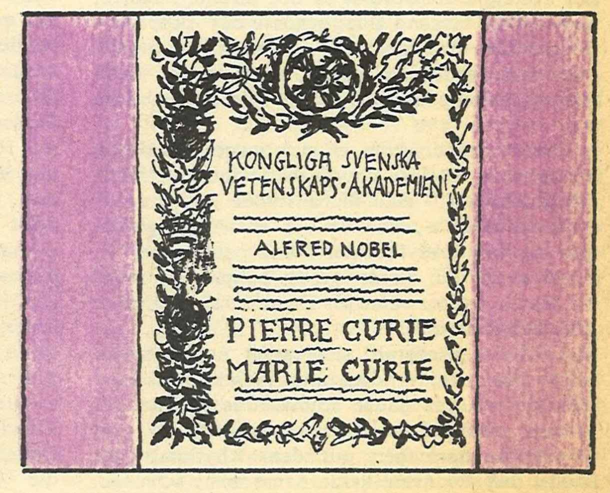
4. Da verändert ein Jahr später die Geburt der Tochter Irene das Leben der Curies sehr. Marie steht vor einem ernsten Problem. Wie sollte sie die kleine Irene und das Haus betreuen, ohne die wissenschaftliche Arbeit zu unterbrechen? Der Großvater hilft. Er kümmert sich um die Enkelin, während Marie im Labor experimentiert.



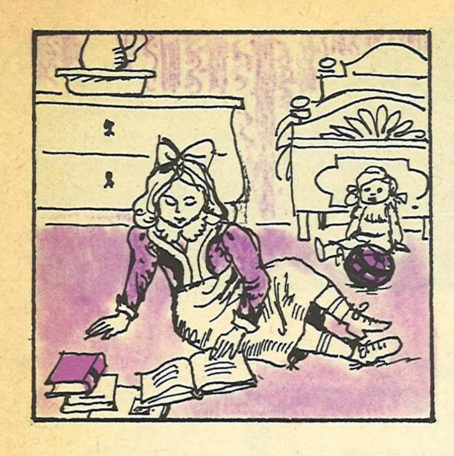
5. Juli 1898. Marie und Pierre Curie machen eine Entdeckung. Sie finden die Ursache für die starke radioaktive Strahlung, die Fotoplatten schwärzt und bestimmte Stoffe zum Leuchten bringt. Es ist ein neuer, bisher unbekannter Stoff mit ähnlichen Eigenschaften wie das Uran. Sie nennen ihn Polonium.



6. Beim Gewinnen des Poloniums aus der Pechblende bemerken die Curies noch einen anderen Stoff, der ebenfalls strahlt. Dezember 1898: Ihre Vermutungen bestätigen sich. Sie finden einen zweiten radioaktiven Stoff, nennen ihn Radium und veröffentlichen ihre beiden Entdekkungen.

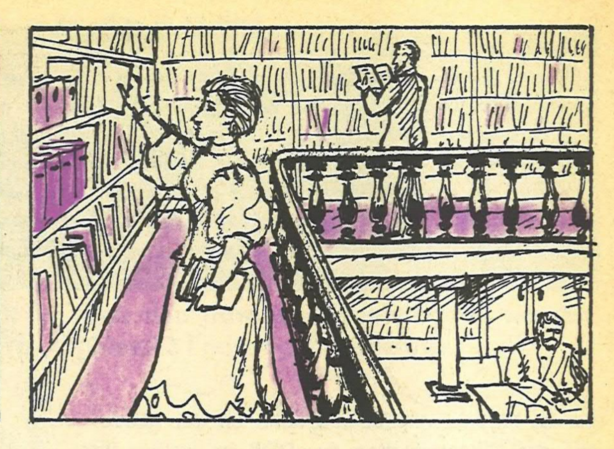


7. 1903 werden Marie und Pierre Curie und Henri Becquerel für die Entdeckung der Radioaktivität und der radioaktiven Elemente Radium und Polonium mit dem Nobelpreis geehrt. Viele Leute besuchen die Curies, bitten sie, Artikel zu schreiben und Vorträge zu halten. Und sie wollen wissen, wer die Frau ist, die so eine großartige wissenschaftliche Leistung vollbracht hat.

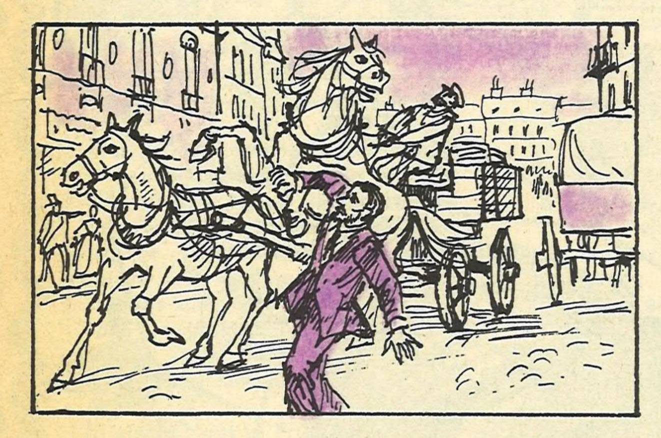


8. Als letztes von fünf Kindern der polnischen Familie Sklodowski wurde Marie am 7. November 1867 in Warschau geboren. Von Kindheit an liebte sie die Poesie, lernte lange Gedichte, die ihr besonders gefielen, auswendig und begann frühzeitig, Französisch, Deutsch, Russisch und später auch Englisch zu lernen.

9. Mit 17 Jahren verließ Marie das Elternhaus, um als Hauslehrerin Geld zu verdienen. Nebenbei unterrichtete sie Dorfkinder, die überhaupt keine Möglichkeit hatten, zur Schule zu gehen. Abends lernte Marie selbst noch. Sie hatte gehört, daß es einigen Frauen gelungen war, an höheren Schulen im Ausland zu studieren: Marie wollte Physik und Mathematik in Paris studieren. Ein um diese Zeit für eine Frau ungewöhnlicher Entschluß.



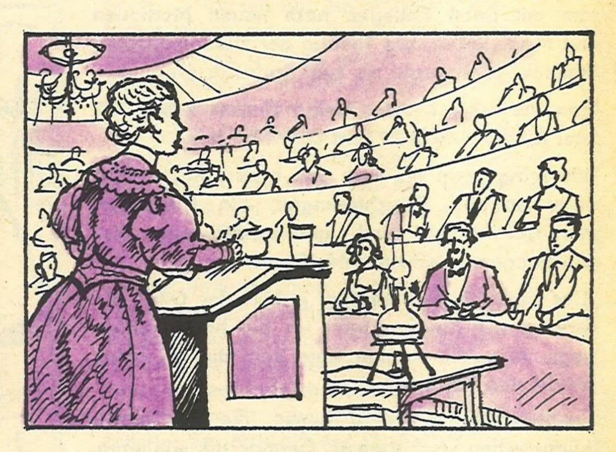
10. Das Geld für das Studium mußte sie sich sehr mühsam zusammensparen. Mit 24 Jahren konnte sie das Studium an der Sorbonne in Paris endlich beginnen. Sie arbeitete im Labor, in der Bibliothek und lernte zu Hause oft bis in die späte Nacht; in einer Mansarde, in der im Winter nachts das Wasser in der Waschschüssel gefror. In dieser Zeit begegnete Marie Sklodowski dem Physiker Pierre Curie. Die gemeinsame Arbeit brachte sie einander näher, und bald wurde aus Marie Madame Curie.



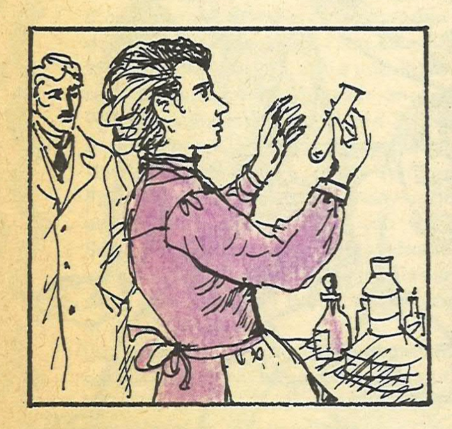
11. Nach der Ehrung mit dem Nobelpreis wird Pierre Curie Professor an der Pariser Universität Sorbonne. Ihm bleibt nur noch eine kurze Zeit des wissenschaftlichen Wirkens. Am 19. April 1906 verunglückt er tödlich, noch nicht 47 Jahre alt. Marie erholt sich nur schwer von diesem Schicksalsschlag.



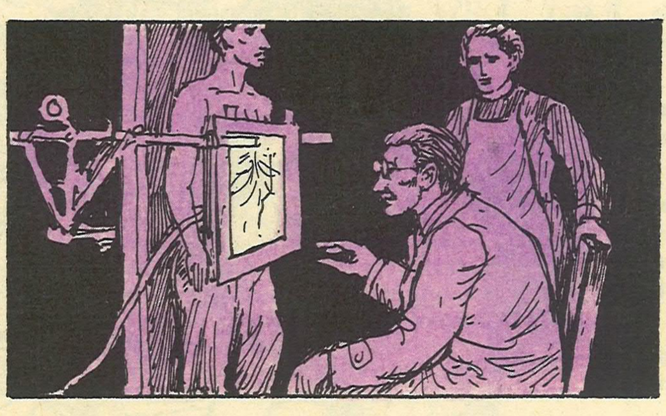
12. Sie ist jetzt Leiterin eines richtigen Labors, muß allein das gemeinsam begonnene Werk fortsetzen und außerdem die Zeit finden, zwei Kinder großzuziehen; denn 1904 hat die zweite Tochter, Eve, das Licht der Welt erblickt.



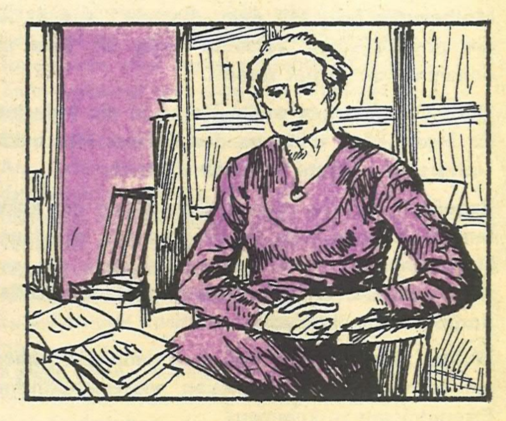
13. Die Wissenschaftliche Fakultät in Paris bietet Marie Curie den Lehrstuhl für Physik an. Noch nie wurde einer Frau eine derartige Ehre zuteil. Für Marie bedeutet das weitere zusätzliche Aufgaben. Zwar hat sie jetzt die Möglichkeit, auch allein die Forschungen weiterzuführen, muß aber daneben auch noch Vorlesungen halten. Zwei Jahre später wird sie Professor.



14. Gemeinsam mit Studenten, Chemikern und Laboranten gelingt es ihr, metallisches Radium zu erhalten, neue Meßmethoden zu entwickeln und fast reines Polonium zu gewinnen.
1911 erhält sie dafür den Nobelpreis für Chemie.



15. 1914. Der erste Weltkrieg beginnt. Marie unterbricht ihre Forschungen, um ihre Kenntnisse über die Radioaktivität in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Zu Beginn des Krieges gab es noch keine Röntgenstationen. Marie Curie richtet sie gemeinsam mit ihrer Tochter Irene ein. Sie fährt von Laboratorium zu Laboratorium, trägt Geräte zusammen und bildet Spezialisten dafür aus.



16. Nach dem Kriege setzt sie ihre Forschungen fort. Sie entwickelt ein Verfahren, mit dem die technische Herstellung von Radium möglich wird, findet Wege, mit den Röntgenstrahlen Kranke zu heilen und bildet Studenten aus. Sie arbeitet unermüdlich – bis zu ihrem Tode im Jahre 1934.

Marie Curie mußte ihr ganzes Leben lang darum kämpfen, finanzielle Mittel für ihre Forschungen zu erhalten, die doch der gesamten Menschheit dienten. Die Regierung stellte nur selten und wenig Geld zur Verfügung. Und so fragte sie sich oft: Welche Stellung soll ein Gelehrter im Verhältnis zu seinen Erfindungen einnehmen?
Sie schrieb dazu folgendes: „Mein Mann und ich waren stets dagegen, irgendwelche materiellen Vorteile aus unseren Erfindungen zu ziehen ... Die Menschheit braucht sicher praktisch denkende Menschen. Sie braucht jedoch auch Schwärmer ... Es scheint jedoch, daß eine fortgeschrittenere Gesellschaft die entsprechenden Mittel für eine erfolgreiche Tätigkeit dieser Schwärmer sicherstellen müßte, damit sie, befreit von materiellen Sorgen, sich voll und ganz dem Dienst der Wissenschaft widmen können."

Nichts für Mädchen?

Sie ist Mathematikerin und leitet an der Akademie der Wissenschaften der DDR im Institut für Mathematik und Mechanik einen Bereich. Sie ist eine der 8 000 Frauen unter den fast 18 000 wissenschaftlichen Mitarbeitern der Akademie.

Sie hält Vorlesungen an der Berliner Humboldt-Universität und häufig auch im Ausland, leitet Mathematikzirkel für Schüler, um Begabungen zu fördern, schreibt zur Zeit an einem wissenschaftlichen Buch über Mathematik und sucht gemeinsam mit ihren Kollegen nach neuen Methoden und Modellen für die Theorie der mathematischen Statistik. 1974 wurde sie zum Professor ernannt.

Frau Professor Dr. sc. Helga Bunke: knapp 40, zwei Kinder – Susi 11 und Ulrich 14 Jahre.

Wie bringt man als Frau und Mutter heute, trotz vieler sozialer Erleichterungen, die familiären, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen unter einen Hut?

„Der halbe Professorentitel gehört der Oma. Sie versorgt die Kinder. Denn ich bin häufig unterwegs. Aber die wenige freie Zeit, die ich habe, gehört den Kindern."

Eigentlich wollte Helga Bunke, die aus einem thüringischen Dorf stammt, Germanistik studieren. Aber man bot ihr die Gelegenheit, sich an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät zu bewerben. Trotz Vorurteile ihrer männlichen Mitschüler – „das ist nichts für Mädchen" – entschied sie sich für die Physik. Die Physik ist ohne die Mathematik aber nicht denkbar. Und während des Studiums stellte sie ihre Neigungen für die Mathematik fest. Mit dem „Basteln", wie es für die physikalischen Versuche nötig ist, kam sie ohnehin nicht so gut zurecht.

Nach dem Studium wollte Helga in die Industrie. Ihr Mann aber sollte an der Berliner Humboldt-Universität bleiben. Da blieb sie auch.

Begeistert von der raschen Entwicklung der Raketentechnik entwickelte sie Gleichungen, mit denen Flugbahnen berechnet werden können, die von zufälligen Störungen beeinflußt sind und schrieb darüber auch ein Buch.

Welche Eigenschaften muß man denn nun haben, um immer wieder zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen zu kommen?

„Eine Menge Phantasie und ein gutes Vorstellungsvermögen sind wichtig. Aber man muß ebenso diszipliniert arbeiten können, ehrgeizig und bereit sein, seine Arbeitskraft voll auszunutzen. Und man muß unbedingt den Drang haben, seine Ideen an andere weiterzugeben."



Zeichnung: Hans Betcke

DRILLINGE GESUCHT

„Frösi“ sucht Drillinge.
In jedem der drei Briefe stellt sich jemand vor.
Versuche herauszufinden, um wen oder was es sich handelt.

Schreibe die Lösungen auf eine Postkarte.
Kennwort: Drillinge!
Unsere Anschrift: „Frösi“, 1056 Berlin, Postschließfach 37.
Einsendeschluß: 1. Mai 1979.
Aus den richtigen Einsendungen werden 30mal 3 Preisträger ausgelost.



Wer hat uns schon gesehen?

Wir sind Drillinge und gehören untrennbar zusammen. Unser Name ist eigentlich sehr lang, aber von den vielen Buchstaben hat man uns 3 ausgewählt. Jeder weiß, was wir bedeuten.
Das Stillestehen und Warten gefällt uns überhaupt nicht. Am liebsten sind wir auf Reisen und sausen mit unseren Waggons über die Schienenstränge sozialistischer Länder, in denen wir Drillinge gut bekannt sind. So kommt es, daß uns zum Beispiel am gleichen Tage die Pioniere in der DDR, ČSSR, der VR Polen oder in der Sowjetunion sehen können.
In einem Haus in Prag, im Betriebsbüro des gemeinsamen Güterwagenparks im RGW erfolgt gewissermaßen die Fernlenkung und Kontrolle über uns.
Jeden Tag wird dort mit Rechenmaschinen genau festgestellt, wo wir mit unseren eisernen Lasteseln sind und wohin wir fahren. Dazu gibt es ständige Telefon- und Fernschreibverbindungen mit Moskau, Prag, Berlin, Warschau, Budapest, Sofia und Bukarest. So werden Leerfahrten unserer Waggons vermieden und die Transportleistungen immer weiter erhöht.
Wir Drillinge haben einen luftigen Platz. Jeder kann uns sehen, groß und deutlich und vor allem oft.
Schließlich ergeben alle Eisenbahnwaggons, auf denen wir zu finden sind, eine Kette von Berlin bis Rostow in der Sowjetunion.
Ihr seht, die sozialistische ökonomische Integration entwickelt sich gut. Wir, die Drillingsbuchstaben vom internationalen Güterwagenpark des RGW, wissen es genau.

Wer findet mich?

Mein Name ist kein Geheimnis, er steht auf Landkarten und Postkarten, er bürgt für Ferienspaß und frische Fische. Ich bin nicht rund oder viereckig, sondern reich an tiefen Buchten, langen Zungen und steilen Nasen. An meinen Ufern nagt die Ostsee.
Meine Rettungsringe heißen Dünen. Sie schützen mich vor den hungrigen Wellen und den reißenden Zähnen der Sturmflut, die sich ab und an gierig auf mich stürzt.
Vor meiner Küste auf dem Meer herrscht im Sommer und im Winter ein reges Treiben. Schiffe der DDR, aus der Volksrepublik Polen und der Sowjetunion grüßen fröhlich mit ihren Flaggen zu mir herüber. Die Seeleute unserer Bruderländer bringen auf dem Seeweg – wie auf einer Magistrale der Freundschaft – wertvolle Fracht von Freunden zu Freunden. Ich bin Gastgeber für viele Jung- und Thälmannpioniere.
Tausende schrieben schon ihre Postkartengrüße aus den Ferienlagern. Auf den Vorderseiten der Karten standen Namen wie Trassenheide, Heringsdorf, Ahlbeck oder Zinnowitz.
Ich schmücke mich nach großem Wellengang gern mit den Zeugen der Erdgeschichte – dem Bernstein.
In meinem Namen trage ich die Bezeichnung „Insel“.
Denn nicht nur die Ostsee liegt mir zu Füßen, sondern auch das süße Achterwasser, das Kleine und Große Haff. Stählerne Brückenklammern verbinden mich deshalb mit Wolgast und mit Anklam.
Zu meiner Rechten liegt die Insel Wolin in der Volksrepublik Polen, zu meiner Linken das Festland der DDR mit Greifswald und der traditionsreichen Stadt Stralsund.
So etwa könnte der Text in meinem Personalausweis lauten.
Vieles weißt du nun von mir, und meinen Namen erfährst du endgültig durch eine kleine Expedition der Neugier auf dem Schulatlas.

Eine Königin bittet um ihren Namen

Ja, ich bin eine Königin – aber ohne Schleppe und Krone, ohne goldene Schuhe und Kleider aus Samt und Seide ... Ich bin nur ein schlichtes, einfaches Wort, eingeordnet in die große Wortwelt des Dudens, ganze fünf Buchstaben lang, zu finden in dem Kapitel W ... Dennoch bin ich stark und mächtig, mit meinem Namen verbindet sich die Suche nach Geheimnissen im Kosmos und in der Erde, mit mir wurden Atome erkannt und Rätsel der Vererbung gelüftet.
Ich helfe auf meine Art den Neuerern in unserer Volkswirtschaft und den Wissenschaftlern der sozialistischen Bruderländer bei ihren gemeinsamen Forschungen. Ich bin ein Schlüsselwort zum Finden neuer wissenschaftlich-technischer Lösungen auch im 30. Jahr der DDR zum Nutzen der Sozialpolitik des IX. Parteitages der SED.
Ja, ich herrsche im Reich der Fragen, denn meine fünf Buchstaben sind kräftig wie eine starke Faust – sie rütteln an herkömmlichen Produktionsverfahren und Technologien, und sie lassen eine unbekannte Erscheinung nicht eher wieder los, bis daß sie erkannt ist ...
Zu mir kommt man nicht mit den Beinen, bei mir gibt es keine verzauberten Jungfrauen und keine verliebten Ritter. Zu mir gelangt man schneller mit klugem Kopf.
Du solltest mich immer parat haben. An jedem Unterrichtsfach findest du durch mich Interesse. Ich helfe dir, aufmerksam zu beobachten, dein Wissen zu vertiefen und beim fleißigen Lernen.
Nein, verlache mich nicht.
Ich helfe dir, überall hinter die Dinge zu sehen und nach den Ursachen zu fragen ...
Komm, nenne meinen Namen, schreibe ihn auf, den Namen der Königin mit den fünf Buchstaben, die dir hilft, den Dingen auf den Grund zu gehen.

Text: Dieter Wilkendorf
Zeichnung: Karl Fischer

MSURIS ABENTEUER

EIN MÄRCHEN AUS AFRIKA

4. Die Verschworenen

Als Msuri und seine Gefährten die große Hütte des fremden Mannes verließen, war draußen Nacht. Der Alte mit den Brandnarben wartete mit der rußenden Öllampe. Als sie herankamen, drehte er sich wortlos um und tappte ihnen voran ins Dunkle.

Aus den dichten Baumkronen drang Blütenduft. Sie erreichten einen von Büschen umstandenen Platz. Der Alte führte sie zur großen Gästehütte. Er wünschte ihnen mit einem leiernden Singsang guten Schlaf und schönen Traum von großen Muscheln und ging davon. Die Ringe an seinen Armen klirrten wie Ketten.

Chege schob den Mattenvorhang zur Seite, um einzutreten, wich jedoch plötzlich zurück. „Wer ist da?"

Auch Msuri sah den Mann, der aus dem Dunkel des Eingangs in das Licht der Öllampe trat. Die Hände ausgestreckt, Zeichen des Friedens. An seinem Gürtel baumelte der Simi, das kurze Schwert, in der Scheide. Der Mann war groß und breitschultrig, er trug einen dichten, vollen Bart. Die Augenbrauen standen wulstig eng beieinander mit zwei tiefen Falten darin.

Chege und Msuri riefen zugleich: „Mkali!" Sie umarmten den Freund.

Auch die anderen erkannten ihn. Saba rief ihn lärmend an. Mkali flüsterte: „Nicht meinen Namen! Sie müssen ihn hier nicht wissen." Er ging voran in die Gästehütte. Dort brannte ein Feuer. Der Rauch zog durch einen hohlen, schwarz verräucherten Baumstamm ab. Mkali erzählte. Er war ihnen heimlich gefolgt. Seit dem Abmarsch war er immer in ihrer Nähe gewesen, hatte in den Nächten schrecklich gefroren und verlangend nach ihrem Feuer geblickt.

Der Ältestenrat, daheim im Dorf, hatte gegen Mkalis Teilnahme entschieden. Der Grund war, er stammte aus diesem Land, war Gefangener gewesen. Das wußte jeder. Doch ebenso war bekannt, daß Mkali dann auf ihrer Seite gekämpft hatte. Mit großem Mut! Deshalb hatten sie ihm doch den Namen „Mkali" gegeben. Die Gefährten wußten, daß sie ihn jetzt nicht allein lassen durften.

Chege nahm von der Wand Becher vom Haken. Am Boden standen gefüllte Krüge. Er winkte die Freunde heran. Sie tranken in einem Zug den Becher leer und leerten gleich darauf einen zweiten. Der Alte mit den Brandnarben hatte ihnen klares, kaltes Quellwasser gebracht.

Mkali sagte: „Zehn ist auch keine schlechte Zahl. Ich kenne das Land, und ich kenne Menschen, zu denen man Vertrauen haben kann."

Bevor sie sich zum Schlafen niederlegten, trat Msuri noch einmal hinaus, um nach den Tieren zu sehen. Sie hatten gefressen und gesoffen und nun, da er noch einmal zu ihnen gekommen war, waren sie auch zufrieden.

Vor der Gästehütte wartete Chege auf Msuri. „Du und ich, wir sollen mit Mkali gehen. Zu den Kalkbrennern will er uns führen."

Mkali kam schon. „Jetzt nicht reden", sagte er und ging voran. Sie folgten seinem Schritt. Der Mond war schmal, ein Splitterlicht. Zwischen den Büschen tanzten Glühkäfer.

Der Weg führte aufwärts. Sie erreichten einen rauschenden Bergbach. Mkali blieb stehen, drehte sich um. „Jetzt können wir reden", sagte er.

Msuri fragte: „Was sollen wir bei den Kalkbrennern?"

„Sie sind unsere Verbündeten. Sie warten auf euch. Auch zu anderen Brennöfen sind Leute geschickt worden. Sie wollen euch sehen, und sie wollen hören, aus eurem Munde, wie ihr gekämpft habt und daß man die Bestien besiegen kann, daß man sie töten kann. Versteht ihr? Das ist wichtig für sie."

Sie hörten im Bergwald jenseits des Baches einen Buschbock bellen. „Kommt!" sagte Mkali und watete voran. Das eisige Wasser schäumte bis zu den Knien. Dann stieg der Pfad wieder steil hinauf. Der Mond hing wie eine schimmernde Schale am Himmel. Der Pfad führte zu einer schmalen Kluft. Hintereinander mußten sie sich hindurchzwängen. An einer Wand rieselte Wasser herab, Moos klebte am Gestein. Es roch nach Pilzen.

Aus einem Spalt wehte warme Luft. Msuri wollte sich umwenden. Chege schob ihn schon weiter.

Hinter der Kluft senkte sich der Boden hinab in ein Tal. Ein Teich spiegelte den Mond. Hinter dem Teiche kauerten dunkle Büsche. Hinter den Büschen ragte eine Felswand auf. In der Felswand waren zwei Höhlen, aus denen drang dunkelrot Glühlicht.

Mkali führte Msuri und Chege darauf zu. Sie spürten Wärme, dann Hitze. Vor der einen Brennhöhle hockten in einem großen Kreis Männer. Einer kam ihnen entgegen. Er war fast so groß wie Msuri und sehr breit in den Schultern.

„Ich heiße Tunta", sagte er mit rauher Stimme. „Wir sind viermal zehn. Acht Leute arbeiten hier auf dieser Seite, die anderen kommen von jenseits des Berges. Sie müssen in der Nacht noch zurück."

Msuri hörte sein Herz schlagen.

Der fremde Mann, der sich Tunta genannt hatte, sagte: „Wir sind hier sicher. Jeder, der zu uns will, muß durch die Schlucht, und dort stehen zwei Posten!"

Msuri erinnerte sich an den warmen Hauch, den er gespürt hatte.



IM MUSCHELLAND

GÖTZ R. RICHTER   Zeichnung: Karl Fischer

„Sie stehen in einem Spalt, zwei starke Leute. Dort kommen nur Freunde hindurch. Bei uns ist nur noch der hohe Fels und der Himmel. Sprecht!"

Msuri begann, dann ergänzte Chege. Sie wechselten sich ab, redeten, wie es Sitte war, zuerst von ihren Eltern, ihrer Kindheit. Als Msuri über die Tiere sprach, bei denen er wie einer von ihnen gelebt hatte, davon, daß sie auch jetzt mit Tierfreunden zogen, rückten die Männer noch näher, so, als wollten sie jedes Wort auch sehen, das von seinen Lippen kam.

Die halbnackten Körper glänzten im Glutlicht. Die Fronarbeit hatte Narben hineingerissen und gebrannt. Msuri war es, als schmerzten auch ihn die Risse, die Schläge, die Brandnarben.

Schließlich berichtete er vom Kampf gegen die Büffelledermänner und die Bestien und sagte: „Als die Bestien das erstemal, vor zwanzig Jahren, endlich besiegt waren und tot, da war Freude und es hieß: Nun wird Friede sein. Aber sie kamen ein zweites Mal, und es mußte viel gutes Leben sterben, ehe sie wieder überwunden und tot waren. Können sie nicht ein drittes Mal kommen? Wir sind hier, um das Muttertier der Bestien zu finden."

Tunta sagte: „Eure Sache ist unsre Sache. Du kannst auf uns rechnen. Aber wir wissen nichts von dem Muttertier. Das ist ein neuer Gedanke. Wir werden ihn in alle Köpfe tragen."

„Und ihr wißt nicht, wo die Bestien aufwachsen?"

Es war, als schwelle die Stille an, als senkten sich die Sterne hernieder, bis einer schließlich aufstöhnte, wie in schwerem Schmerz. Er erhob sich. Seine Fäuste waren wie Kampfkeulen. „Wir ahnen es nur", sagte er. „Aber bis zu diesem Augenblick hätte auch keiner von dieser Ahnung gesprochen. Sieh dich um! Sieh uns alle an! Was wir am nötigsten hatten, noch dringender als Mais und Wasser, das war Mut. Oder nicht?"

Tunta sagte leise: „Es ist die Wahrheit." Er ging auf den Mann zu. „Aber in diesem Augenblick stimmte diese Wahrheit schon nicht mehr; und wir werden ein Wort vergessen, vergraben, verbrennen, das Wort: Angst."

Zu Msuri gewandt sagte Tunta: „Was du gefragt hast, darf hier keiner fragen. Das Wort ‚Bestie' gibt es nicht. Hier hat man für das Scheußlichste schöne Namen. Wir sind Sklaven, aber wenn die Herren kommen, nach unserer Arbeit zu sehen, grüßen wir sie. Und der Gruß ist: ‚Wir sind frei!' Wenn man ein Wort hundertmal sagt, dann denkt man es nicht mehr. Jetzt aber ist die Zeit, jedes Wort zu denken und die Dinge beim richtigen Namen zu nennen."



Der Mann mit den Fäusten wie Keulen sagte: „Wir brennen Kalk. Sie machen jetzt ein Mittel daraus, das wäscht sogar Blut weg. Versteht ihr? Blut! Vom Schlachten bleiben keine Flecken mehr! Ihr seid in das fleckenloseste Land gekommen, das es gibt. Sie nennen mich Simba, den Löwen. Das ist kein schlechter Name. Der Löwe ist stark und schnell, und er ist nicht heimtückisch. Stark und schnell müssen wir sein, wenn es gegen die Bestien geht. Ja, dieses Wort wollen wir denken, daß uns der Zorn heiß macht. Wir werden noch still sein, aber nicht ruhig. Wenn die Zeit für uns da ist, werden wir schreien, was wir jetzt nur flüstern. Tod den Bestien! Tod!"

Der Mann schwieg, hob unschlüssig die großen Hände, blickte sich um, als staunte er darüber, daß er gesprochen hatte. Dann wandte er sich Msuri und Chege zu. „Uns sagt man, wenn die Ledermänner über die Grenze ziehen, die Menschen dort hätten um Hilfe gerufen. Das ist doch ein Grund! Zu helfen! Das hört sich doch nicht schlecht an. Aber wir wissen, es ist Lüge. Man hat der Lüge einen schönen Mantel angezogen."

„Die Bestien ziehen nachts. Die Leute hängen sich Matten vor die Türen. Sie decken den Rauchfang zu. Aber wenn kein Wind weht, steht noch tagelang der Gestank wie ein Wetter vor dem Gebirge."

Der Mann blickte auf den Himmel und sagte: „Es wird Zeit für mich und meine Freunde. Wir haben noch einen weiten Weg. Wir müssen die Posten umgehen. Keinen von uns dürfen sie fangen. Wir haben jetzt etwas zu verlieren."

„Wartet!" rief Tunta. Es wurde beschlossen, daß jeder Trupp fünf Läufer zu stellen hatte, zuverlässige Männer, deren Aufgabe es war, den Ruf zum Aufstand schnell und sicher bis in die letzten Winkel des Landes zu bringen. Tunta sagte: „Und in vier Tagen, zum Beginn des Jahresfestes, treffen wir uns in der Schlucht neben der Felsenarena; in der Nacht nach den ersten Wettkämpfen, wenn die Toten hinausgetragen worden sind."

Er wandte sich an Msuri und Chege: „Niemand wagt sich in diesen Nächten dorthin, nicht einmal Wächter sind dort. Es heißt, die Nächte gehören dem gerechten Tod. Damit meinen sie die Hyänen. Also: Am Abend des ersten Tages."

„Wartet! Ich habe an euch noch eine Frage. Wir wissen, das Wort ‚Msuri' bedeutet ‚gut'. Ich habe lange gedacht, schlagen, Menschen schlagen oder gar töten, kann niemals gut sein. Wie anders aber sollen auch wir wie Menschen leben können?"

Msuri antwortete zuerst: „Manche loben das Gute nur, wenn es schwach ist. Wenn es aber schwach ist, dann kann es gar nicht gut sein."

Und Chege sagte: „Das Gute braucht viel Kraft, und gegen das Böse braucht es auch die Faust. Und für die Faust den Simi."



„Frösi"-Leserfragen zum Lernen

C. Thosbauer aus Gotha fragt: Warum soll man wissen, was früher war?
Professor Dr. Polzin antwortet allen, die ähnliche Fragen haben:

Liebe „Frösi"-Leser!

In unserer sozialistischen Schule bereitet Ihr Euch darauf vor, die großen und schönen Aufgaben zu bewältigen, die Euch der sozialistische und kommunistische Aufbau stellen wird. Durch fleißiges Lernen und Arbeiten, durch aktive gesellschaftliche Tätigkeit, eignet Ihr Euch alles an, was Ihr braucht, um an der weiteren Veränderung der Welt teilzunehmen. Dazu gehört auch ein wissenschaftliches Geschichtsbild über die Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. **Wer die Welt verändern will, braucht ein genaues Wissen über alles Wichtige der Vergangenheit; denn aus der geschichtlichen Entwicklung lassen sich Lehren für die Gegenwart und Zukunft ziehen.**
Gegenwärtig bereitet auch Ihr in Euren Pioniergruppen den 30. Geburtstag unserer Deutschen Demokratischen Republik vor. Dazu gehört, daß Ihr Euch mit der dreißigjährigen Geschichte unseres sozialistischen Aufbaus vertraut macht. Ihr werdet erkennen, welche großen Anstrengungen und Mühen notwendig waren, um all das zu schaffen, was unser Leben heute schön, reich und angenehm macht: die großen sozialistischen Betriebe und die moderne Landwirtschaft, die neuen Städte und schmucken Dörfer, die Polytechnischen Oberschulen, Turnhallen und Sportplätze, die Theater, Museen und Ferienheime … Sagt selbst: Ist es nicht gut und nützlich zu wissen, wieviel fleißige Arbeit und Opferbereitschaft, aber auch Begeisterung und Ideenreichtum in allem stecken? Ich bin überzeugt, dieses Wissen wird Euren Stolz auf die DDR, unser sozialistisches Vaterland, vertiefen. Und ganz sicher wird es Euren Willen stärken, mitzuhelfen, unsere DDR noch stärker und schöner zu machen!
Wenn Ihr die Geschichte unserer DDR verfolgt, werdet Ihr auch folgende wichtige Erkenntnis gewinnen: Wir haben 1945 die Kapitalisten verjagt. Aber in der BRD sind sie an der Macht geblieben. Von dort aus haben sie mit allen Mitteln versucht, unseren sozialistischen Aufbau zu stören. Dabei schreckten sie nicht vor Sabotage, Brandstiftung und Mord zurück. Aber alles war vergebens. Im Bündnis mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Bruderländern konnte sich die DDR erfolgreich entwickeln. Schließlich mußte auch die BRD diplomatische Beziehungen zu uns aufnehmen.
Aber die Kapitalisten haben ihr Ziel, den Vormarsch des Sozialismus aufzuhalten, nicht aufgegeben. Sie geben immer mehr Geld für die Herstellung von Massenvernichtungswaffen aus. Um ihre wahren Absichten zu tarnen, erfinden sie immer neue Schauermärchen über eine angebliche Bedrohung durch die sozialistische Staatengemeinschaft. Je gründlicher Ihr Euch mit der Geschichte befaßt, um so sachkundiger könnt Ihr mithelfen, diese Lügen zu entlarven. Denn die Geschichte beweist eindeutig, daß Wettrüsten und Kriegsgefahr immer vom Streben der Kapitalisten nach Profit, Ausbeutung und Unterdrückung ausgehen. Der Sozialismus dagegen braucht und schafft Frieden, um allen Werktätigen ein glückliches Leben zu sichern.
Ihr seht, wie vielseitig Euch geschichtliche Kenntnisse zugute kommen. Deshalb macht Euch auch weiterhin mit der Geschichte gut vertraut.
Das wird Euch helfen, unsere Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu meistern!

Prof. Dr. Polzin

Als vor etwa 4 400 000 000 Jahren (4,4 Milliarden Jahren) unsere Erde geboren wurde, da war sie noch ein toter, glühender Planet. Flüssiges, glutrotes Gestein bedeckte ihre Oberfläche, es brodelte, kochte und die Luft war voller giftiger Gase, die Erde in eine dichte Wolkendecke gehüllt. Es dauerte Millionen Jahre, ehe sich die Erde soweit abgekühlt hatte, daß Land, Gebirge, Ozeane entstehen konnten. Es vergingen wiederum Millionen Jahre, bis die Bedingungen auf ihr so verändert waren, daß die einfachsten Formen des Lebens entstehen konnten. Im Laufe von weiteren Hunderten von Millionen Jahren bildeten sich immer höherentwickelte pflanzliche und tierische Formen aus.
Bei der Entwicklung des Lebens auf der Erde hatte die Natur die seltsamsten Einfälle. Sie schuf in großer Verschwendung immer neue Tiere und Pflanzen. Jede dieser neuen Formen mußte den Kampf mit der Umwelt aufnehmen.

Dann kamen die Saurier

Eine der seltsamsten und interessantesten Formen bildete sich im Erdzeitalter des Mesozoikums vor etwa 180 Millionen Jahren. Es waren die Saurier, eine uns heute wie aus der Fabelwelt anmutende Tierart. Die Saurier, die zu den Reptilien gehören wie unsere heimische Eidechse, lebten in der Luft, auf dem Lande und im Wasser. Einem Drachen ähnelte der Flugsaurier Pterodactylus mit seiner Flügelspannweite von neun Metern. Wahre Fleischkolosse waren die küstenbewohnenden und sich nur von Pflanzen ernährenden Brontosaurier, die eine Größe bis zu 30 Metern hatten. Das stärkste Raubtier war der Tyrannosaurus mit zehn Metern Höhe.
Die Saurier waren echte Muskelpakete. Ihre Klauen, Panzer und Gebisse sind bis heute ohne Beispiel. Daß es unter ihnen nicht gerade friedlich zuging, ist leicht verständlich.
Zu diesem Zeitpunkt schien es so, als wären die Saurier auserwählt, die Erde auf ewig zu beherrschen. Aber plötzlich passierte das Unvorstellbare: Gegen Ende der Kreidezeit begann das große Sterben der Giganten. Mit den Sauriern verschwanden auch andere Tiere unserer Erde, so die Ammoniten, Belemniten, Kopffüßler und viele Fischarten. Ein großes und tiefgreifendes Sterben fand in der Natur statt. Eine Katastrophe ereignete sich, wie sie bis dahin noch nie vorgekommen war. Das Verschwinden der Saurier erfolgte nicht innerhalb weniger Jahre. Der Prozeß zog sich vielleicht über zwei Millionen Jahre hin. Für uns ist das ein unvorstellbarer Zeitraum. Von der Dauer der Entwicklungsgeschichte unserer Erde aus aber betrachtet, ist das nur ein Augenblick.

Warum starben die Saurier?

Dieses einmalige Ereignis in der Natur hat natürlich die Aufmerksamkeit von Fachleuten und Wissenschaftlern auf sich gezogen. Mit großem Eifer begannen sie, nach einer Erklärung für den Untergang der Saurier zu suchen. Es wurden viele Hypothesen aufgestellt, die eine Erklärung für diesen Vorgang in der Natur liefern sollten.
Die zweifellos einleuchtendste und einfachste Hypothese nimmt gravierende Änderungen der Umwelt auf der Erde am Ende der Kreidezeit an. Wie etwa ein Fisch in einem verlandeten See nicht mehr lebensfähig ist, so konnte auch kein Saurier existieren, wenn seine natürlichen Umweltbedingungen sich in entscheidender Weise veränderten. Tatsächlich veränderten sich auch die Umweltbedingungen gegen Ende der Kreidezeit, vor etwa 70 Millionen Jahren. Gebirge bildeten sich, es kam zu einer allgemeinen Hebung der Kontinente, die Meere wichen zurück, andere klimatische Verhältnisse entstanden. Es läßt sich feststellen, daß das auf die Lebensbedingungen der Saurier einen negativen Einfluß ausübte. Wenn solche Veränderungen sich erst am Ende der Kreidezeit ereignet hätten, so wäre eine mögliche Erklärung für das große Sterben gefunden. Es ist uns heute aber auch bekannt, daß zur Blütezeit der Saurier auch schon diese geologischen Veränderungen stattfanden, die mit Sicherheit schon früher zum Sauriersterben geführt haben müßten. Schlußfolgernd können wir darum sagen: diese neuen Umweltbedingungen allein können nicht zu einem so plötzlichen und spektakulären Untergang geführt haben.





Der Tod der Giganten

War der Weltraum schuld?

Liefern Vorkommnisse auf der Erde keine befriedigende Erklärung, so können die Ursachen vielleicht außerhalb unseres Planeten liegen. Sollten etwa kosmische Ereignisse zu diesen gewaltigen Folgen geführt haben? Eine Frage, die vollkommen berechtigt ist, zumal wir wissen, daß unser Weltall nicht so ruhig und friedlich ist, wie es uns der Sternenhimmel vortäuscht. Das Weltall ist voller Dynamik und Spannung. Sterne werden geboren und verglühen. Das Erlöschen eines Sternes geht nicht in aller Stille vor sich. Sein Tod wird durch eine gewaltige Explosion eingeleitet. Dabei sendet er einen todbringenden Lichtschauer aus. Es ist so, als würden Millionen Sonnen auf einmal strahlen. Sollte vor etwa 70 Millionen Jahren eine solche Explosion in unserer Nähe stattgefunden haben? Wenn der Strahlungsschauer nicht so gewaltig gewesen wäre, alles Leben auf unserer Erde zu vernichten, hätte er aber doch ausreichen können, Tiere direkt zu schädigen oder die Umwelt so zu verändern, daß sie sich den neuen Bedingungen nicht anpassen konnten. Aber nicht nur das Tierreich hätte dann in Mitleidenschaft gezogen werden müssen, auch die Pflanzenwelt mußte dann Veränderungen erfahren haben. Es ist aber bekannt, daß eine grundlegende Umgestaltung der Pflanzenwelt schon zur „Blütezeit" der Saurier stattgefunden hat. Beide Ereignisse, die Veränderung der Pflanzenwelt und die in der Tierwelt, haben also nicht gleichzeitig stattgefunden. Aus diesem Grunde ist die Strahlungshypothese unwahrscheinlich.

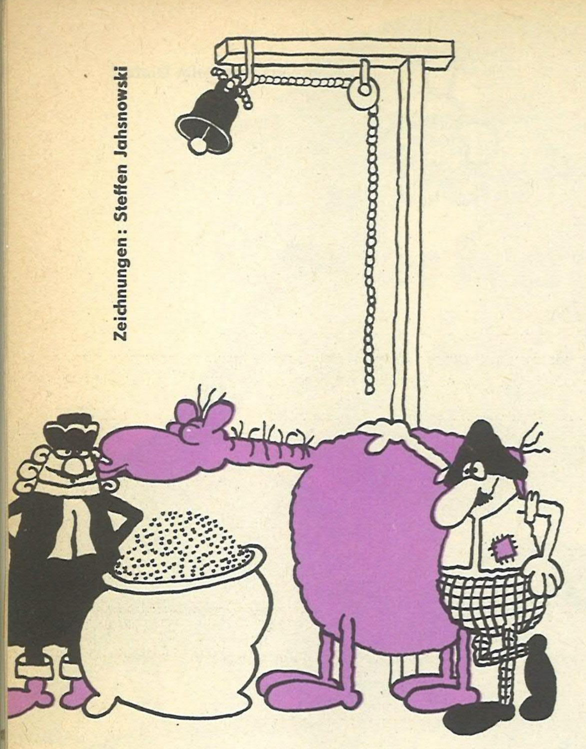
Aber noch andere Möglichkeiten der Beeinflussung der Erde durch den Weltraum sind gegeben. Es ist falsch zu glauben, daß unser Planet im Universum immer am gleichen Ort bleibt. Zusammen mit der Sonne und den anderen Planeten bewegt er sich durch das All. In kurzen Zeiträumen ist diese Bewegung nicht wahrnehmbar, aber für Zeiträume von Milliarden Jahren hat sie eine wesentliche Bedeutung. Während dieser Wanderung kann vor etwa 70 Millionen Jahren unsere Erde einen Gürtel biologisch wirksamer radioaktiver Strahlung durchquert haben. Wenn das geschehen sein sollte, so müßten wir noch heute durch Messungen der Radioaktivität der Saurierskelette Hinweise auf solche Ereignisse erhalten können. Überraschenderweise fand man nun, daß die Radioaktivität der Saurierknochen am Ende der Kreidezeit zehn- bis dreißigmal höher war als am Anfang der Kreidezeit. Genauere Untersuchungen zeigten aber, diese hohe Radioaktivität könnte auch andere Gründe haben. Aus diesen ließ sich schlußfolgern, daß die Saurier einer normalen Strahlenbelastung ausgesetzt worden waren und die aufgefundenen Knochen trotzdem diese hohen Werte aufweisen. Eine weitere Prüfung der Theorie ergab noch andere Unklarheiten, so daß auch sie nicht endgültig ist.

Aber zurück zur Erde. Neben allen komplizierten Erklärungen gibt es noch eine höchst einfache. Sie behauptet, daß die mächtigen Saurier von den schwächlichen Säugetieren besiegt wurden. Die Saurier hatten in ihrer Entwicklung einen schwachen Punkt. Ihnen fehlte die Pflege ihrer Aufzucht. Die regelmäßigen und immer größeren Raubzüge der Säugetiere auf die Sauriereier konnten im Laufe der Zeit den Lebensfaden der riesigen Tiere an der empfindlichsten Stelle durchschnitten haben. Da die Reptilien im Gegensatz zu den Fischen zum Beispiel nicht sehr fruchtbar waren, konnte das ein allmähliches Aussterben der Saurier bewirkt haben.

Auch diese Theorie erklärt nicht alles, denn sicherlich hatten die Säugetiere nicht mit dem gleichzeitig stattfindenden Sterben der Ammoniten und anderer Fischarten zu tun.

Neben den bis jetzt betrachteten Theorien existieren noch weitere. Es ist aber bis heute noch nicht gelungen, eine endgültige Erklärung für den Grund des Aussterbens der Giganten der Tierwelt zu finden. Sicherlich wird eine Vielzahl von Ursachen zu dieser Katastrophe im Tierreich geführt haben. Den Sauriern sind aller Wahrscheinlichkeit nach veränderte Umweltbedingungen, die Unfähigkeit, sich anzupassen und das Erstarken der klügeren Säugetiere zum Verhängnis geworden.

Gert Wessler


Zeichnungen: Steffen Jahsnowski

Das Pferd und die Glocke

Wie wir die Zeit messen (4)

„He, August, wach auf!"
„Ich kann nicht, erst mußt du mich aufziehen." Also zog ich meinen Wecker auf und sagte: „Eine Sonnenuhr wäre mir lieber, die muß man nicht aufziehen."
„Dafür braucht sie aber immer Sonne. Seit wann gibt es denn richtige Uhren?"
„Du meinst mechanische Uhren?"
„Ja, Uhren so mit Zahnrad und Zeiger."
„Seit wann? Das kann man nicht genau sagen. Solche Räderuhren können über 650 Jahre alt sein, ihre eigentliche Geburtsstunde war aber wohl das 15. Jahrhundert. Man baute damals Uhren, die von einem schweren Gewicht angetrieben wurden. Fast alle diese Gewichtsuhren waren sehr groß, damit sie jeder sehen und hören konnte, setzte man sie in Kirch- und Rathaustürmen ein."
„Wieso hören? Haben die Gewichtsuhren so laut getickt?"
„Nein, August. Das Uhrwerk setzte alle Stunden eine Glocke oder ein ganzes Glokkenspiel in Bewegung. Daher waren diese Turmuhren auch sehr teuer. Wollte eine Stadt sich eine solche Uhr anschaffen, mußte man viel Geld sammeln. Die reichen Leute haben sich sehr wenig darum gekümmert, sie waren reich genug und konnten sich die wenigen kleinen Gewichtsuhren kaufen. Der einfache Bürgersmann aber mußte auf die Straße rennen, um nachzufragen, wie spät es sei.
War eine solche schöne Turmuhr gebaut, kam man mit ihr auch nicht aus. Sie war nämlich nicht von allen Punkten der Stadt gleich gut zu sehen. Daher beschäftigte man noch lange Zeit Stundenrufer und Nachtwächter."
August blickte mich verständnislos an. „Stundenrufer?"
„Wenn so eine Turmuhr zum Beispiel 12 Uhr mittags schlug, gingen diese Stundenrufer durch alle Straßen der Stadt und riefen die Uhrzeit aus."
„Das kenne ich schon aus vielen Märchen. Diese Stundenrufer haben dabei immer gesungen: „Hört, ihr Leute, laßt euch sagen, zwölfe hat die Glock' geschlagen.'"
„Richtig, August. Diese Rufer mußten jede Stunde durch die Stadt laufen und singen. War die Stadt groß, kam es vor, daß sie am Rande der Stadt noch immer die zwölfte Stunde ausriefen, obwohl es vielleicht schon 30 Minuten später war."
„Und die Nachtwächter riefen die Stunden in der Nacht aus."
„Ja, aber solch ein Nachtwächter hatte noch andere Aufgaben. Er mußte aufpassen, ob irgendwo in der Stadt ein Feuer ausbrach, oder ein Einbrecher sich in die Häuser stehlen wollte. Die Nachtwächter selbst waren nicht immer die besten Burschen. Wenn morgens der Stundenrufer mit einem Liedchen seine Arbeit begann..."
„Was für ein Lied war denn das?"
„,Der Tag vertreibt die finstere Nacht. Ihr lieben Leute seid munter und wacht' – wenn dieses Liedchen erklang, dann mußte manch Bürgersmann feststellen, daß sein Besitz verschwunden und der diebische Nachtwächter längst über alle Berge war."
„Den reichen Pfeffersäcken und Kaufleuten tat das bestimmt nicht weh."
„Dieb ist Dieb. Daher wurden bald nur noch ehemalige Polizeibeamte als Nachtwächter angestellt. Die Menschen hörten jedoch nicht nur auf die Stundenrufer, sie hörten auch auf die Glocken der Stadt. Da gab es eine Morgenglocke, eine Abendglocke, eine Nachtglocke, eine Armesünderglocke. Wer Geld genug hatte, konnte sich zur Hochzeit oder zur Beerdigung das Glockenspiel der Turmuhr mieten."
„Das wird ja ein schönes Gebimmel gewesen sein."
„Und ob. In einigen Städten mußte man strenge Vorschriften erlassen, wann welche Glocke zu läuten sei, man wäre sonst vom Getöse der Glocken taub geworden. Da fällt mir eine kleine Geschichte von der Gerechtigkeitsglocke ein."
„Was ist das?"
„Das ist eine kleine Glocke, die jedermann, der einen Richter nötig hatte, läuten konnte. Wenn die Glocke erklang, kamen alle Richter der Stadt gelaufen und sprachen ihr Recht..."
„... oder auch nicht!"
„Einst vertrieb ein reicher Herr sein Pferd, es war alt und taugte nicht mehr zur Arbeit. Das Pferd stand auf dem Marktplatz neben der Glocke und dachte wohl, der Glockenstrick sei etwas zum Fressen. Es zupfte am Glockenseil, die Glocke tönte und die Richter eilten herbei. Als sie den Besitzer des Pferdes ausfindig gemacht hatten, verurteilten sie ihn, den Gaul wieder aufzunehmen und sein Leben lang Hafer und Stroh zu geben."
„Das nenne ich ein gerechtes Urteil", meinte mein Wecker. Dann wollte er noch mehr hören, ich aber mußte ihn auf das nächste Mal vertrösten.

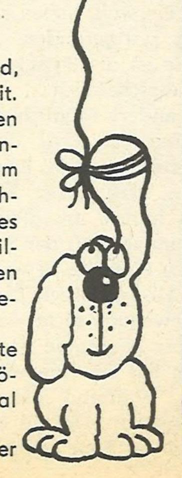
Rainer-K. Langner



Warum ich Zucker in die Ohren bekam

GERDA WEINERT

Wir sind der Schulchor und aufgebaut hinter einem Wegknick als Überraschung, die von weitem nicht zu sehen sein soll, genau wie die fünf Jagdhornbläser, die auf Findlingssteinen stehen wie Denkmalsfiguren. Das ist aber wegen dem Weitblick.
Die Erwachsenen machen Wandertag und ahnen nicht, was hier auf sie wartet.
Wir warten schon eine ganze Weile. Haben zum Zeitvertreib unser Programm dreimal durchgeprobt.
Ich bin in der ersten Reihe. Nicht, weil ich besonders gut singen kann. Überhaupt mache ich hier nur mit, weil Ute mitmacht. Aber weitersagen verboten!
Mit den Texten, da hapert's bei mir.
Ute steht hinter mir, verhaspelt sich nie und zwitschert beinahe wie eine Nachtigall.
Daß ich in der ersten Reihe bin, hat aber doch mit meiner Stimme zu tun. Sie ist prima laut. Deshalb haben sie mich für das Naturschutzgedicht genommen. Bin für die letzte Strophe verantwortlich. Sieben hat das Gedicht. Zu jeder haben wir auf Pappe ein Bild gemalt. Auf meinem hockt ein Hase grimmig zwischen weggeworfenen Konservenbüchsen.
Aber für mich ist die Rückseite das Wichtigste. Wer dran ist, hält sein Bild hoch. Ich nicht ganz so hoch. Trick siebzehn! Ich habe dem Bild auf den Rücken geschrieben, was ich sagen muß. Brauch' es bloß abzulesen. Ute verkohlt mich manchmal deswegen. Aber ich mach' mir nichts draus.
Huch! Die Bläser schmettern los. Also kommen die Wanderer. Jetzt sehen wir sie auch. Mindestens hundert Leute.
Sie bleiben stehen. Umzingeln uns regelrecht. Haben Sonntagsgesichter und horchen und gucken. Eine Frau sieht sich besonders genau unsere Bilder an. Denkt wohl, wir machen eine Ausstellung?
„Das hast du aber gut gemalt", sagt sie leise und – ach, du meine Güte! – sie guckt sich das Bild nun gar von hinten an und liest die Strophe.
Das fuchst mich. Ein Trick ist gut, solange kein Zuschauer ihn merkt.
Jetzt ist das Gedicht dran. So hoch es geht, hebe ich das Bild, sehe drunterweg, irgendwohin in's Grüne und kann meine Strophe tatsächlich auswendig.
„Bravo!" flüstert Ute.
Das ist purer Zucker.





Fotos: Horst Glocke

Bunte Osterkreise

Runde Ostereier-Becher-Nester seht ihr auf unseren Fotos. Bastelt sie für den österlichen Frühstückstisch oder als Ostereier-Versteckständer. Ihre Herstellung ist ganz einfach.
Aus Buntpapier schneidet ihr euch lange Streifen in einer Breite von 1 cm. Nun sucht euch runde Gegenstände (kleine Flaschen oder Gläser, Besenstiele, runde Schachteln usw.). Wichtig ist, daß diese Gegenstände einen unterschiedlichen Durchmesser haben. Den Buntpapierstreifen wickelt ihr um die Rundung, schneidet ihn ab und klebt ihn zusammen. Fertigt auf diese Art viele Ringe an (mit verschiedenem Durchmesser). Nun legt ihr euch kleine Figuren zusammen, so wie ihr sie auf unseren Fotos sehen könnt. Jetzt werden die Ringe zusammengeklebt, und fertig sind eure Ostereierständer. Mit Strohblumen könnt ihr sie noch hübsch dekorieren.
Auch die kleinen Blumen sind aus Buntpapierringen entstanden. Mehrere gleichgroße aber verschiedenfarbige Ringe werden ineinandergesteckt und zusammengeklebt. Einen kleinen Leimtupfer macht ihr innen in die Ringe und drückt sie dann zusammen.
Noch ein Tip zum Schluß. Die Ostereier lassen sich sehr schön gestalten, wenn ihr aus Papierservietten einzelne Motive ausschneidet und sie dann mit verdünntem Büroleim auf die Eier klebt.
Viel Spaß beim Basteln und ein schönes Osterfest wünscht euch die Redaktion „Frösi" und Werner Genz, der für uns diese Basteleien anfertigte.



Ich schaue nach

Kinderbildnisse

Frans Hals (1580–1666)
„Strandläufer", 1633–35



Auch ihm gehört was: Armut, seit er denkt,
und breite Schultern, vieles muß er tragen,
den Wind, die Kälte, einen leeren Magen.
Das trägt er mit sich. Er kriegt nichts geschenkt.

Er läuft den Strand ab. Schaut nach Treibgut aus.
Da ist viel Suchen, immer wieder Bücken.
Nur langsam füllt sein Korb sich auf dem Rücken.
Die Wellen schäumen. Wenig springt heraus.

Vielleicht ein Zwieback, salzig, naß das Stück,
ein Messingteil an tangbehängten Planken,
Tauwerk von Schiffen, die im Sturme sanken,
ein Fäßlein Talg zu finden. Das wär Glück.

Ein Wind kommt auf. Ich glaube gar, es regnet.
Sprich trotzdem mit ihm, wenn er dir begegnet.



Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553)
„Moritz von Sachsen", 1526

Cranach der Ältre malt den Prinz von Sachsen.
Fünf Jahre zählt der, doch er wird noch wachsen.
Er ist ein Kind noch. Ein Jahr ist vergangen,
seitdem die Bauern in die Schlösser drangen.

Der Stolz und der verschlossne Blick, all das
ist schon erworben. Kaum, daß er mal lacht.
Auch das verliert sich, übt er erst die Macht.
Der Maler sieht das Kind und ahnt schon was.

Die rechte Machtgier, Rücksichtslosigkeit
wird er schnell lernen in den Adelskreisen.
Er wird sich außerordentlich geschickt erweisen
bei Treubruch und Verrat, da bringt er's weit.

Der alte Maler blickt den Prinzen an:
Ganz hübsch das Kind. Doch was wird mit dem Mann?

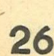
Pinturicchio (1454–1513)
„Bildnis eines Knaben", 1490

Sieh über seine Schulter! Zu der Stadt,
die gläsern aus der Landschaft aufwärts steigt,
indes das Tageslicht sich stille neigt
luftgolden hinterm fernen Bergesgrat.

Aus dieser Stadt kam er zu uns. Will sehen,
was vor ihm liegt. Er fragt fast trotzig, streng.
Sein Blick trifft uns. Und unser Blick wird eng:
In seinen Augen ist was im Entstehen.

Denn dies sind seine Landschaft, seine Bäume,
sein ist der Berg, der Silbersee, der Tag,
die Wiese auch und was da Grünes lag.
Sein Kopf reicht in den Himmel. Er hat Träume.

Wir brechen auf und gehen unser Stück.
Wir sehen ab und an zu ihm zurück.



dem Frühling aus

aus 5 Jahrhunderten

Verse: JÜRGEN BARBER

Zum „Bild des Monats"

Mädchen mit Hund
von Ferdinand von Rayski

Wieviele Mühe hat sie sich gemacht,
uns, die wir sie besuchen, zu empfangen.
Eingedreht hat sie die schönen langen
Haare vor dem Spiegel mit Bedacht;

daß sie ihre dunklen Augen rahmen
und das schwarze Miederkleid betonen.
Wir wolln sie mit Freundlichkeit belohnen.
Woher nur die Wiesenblumen kamen?

Hat, bevor sie vor dem Spiegel stand,
sie den Korb gepflückt mit eigner Hand?
Oder hat ihr Hund sie schnell gepflückt?

Weil man sich, betan mit zarter Festlichkeit,
draußen auf der Wiese nicht gern bückt,
denn empfindlich ist Frisur und Kleid.



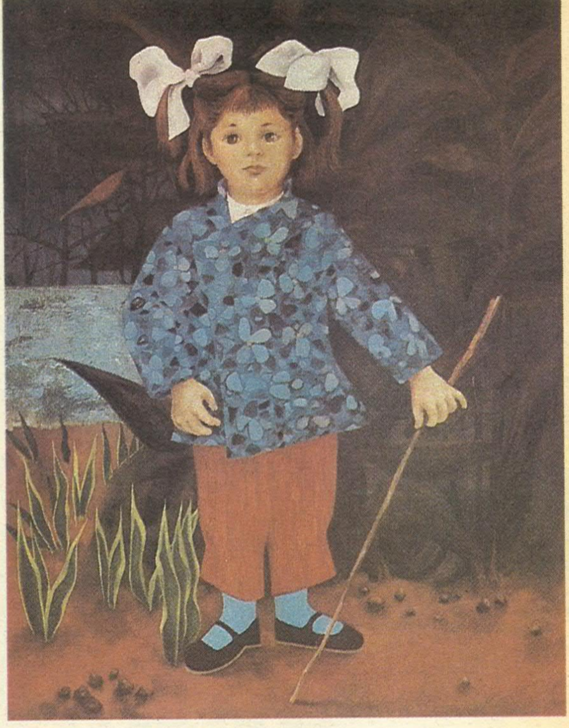
Thomas Gainsborough (1720–1788)
„Der Knabe in Blau", 1770

An Geld fehlts nicht. Er ist ein reicher Mann,
der Eisenhändler Buttall. Also kann
er das auch zeigen. Alle sollen sehn,
der Sohn, er kann in Samt und Seide gehn.

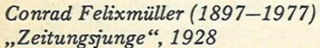
Und jeder Zoll ein Lord! Das Seidenblau,
es spielt – wie vornehm das – ins Silbergrau.
Man merke auch, wie schön die Kragenspitzen
aufleuchten! Wie die Silberlitzen blitzen!

Er stellt was dar, der Sohn. Er macht Figur,
hineingesetzt in stürmische Natur.
Der wilde Himmel trifft den Jungen nicht,
Gelassenheit trägt er im Angesicht.

Und Master Buttall ist zufrieden, zahlt
den Maler aus, der seinen Sohn gemalt.



Jose Venturelli (geb. 1924)
„Die Tochter des Künstlers"



Conrad Felixmüller (1897–1977)
„Zeitungsjunge", 1928



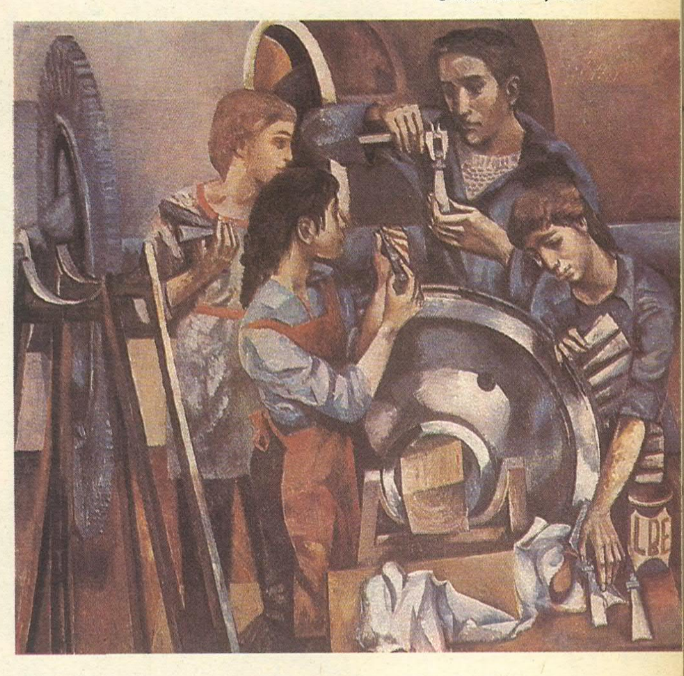
Kalte Ohren, klamme Hände.
Und ich drück mich an die Wände.
Weil der Wind so eisig weht,

durch das Hemd und durch die Hose,
wenn man auf der Straße steht.
Wie Millionen Arbeitslose.

Proletariereinigkeit
ändert diese kalte Zeit!
Um das Elend zu besiegen,
rührn sie sich, wo sie da liegen,

auf der Straße, wo es kalt.
Diese Zeit ist kalt und alt.
Ich geh auf die Straße raus,
schaue nach dem Frühling aus.

Harald Metzkes (geb. 1929)
„Polytechnischer Unterricht", 1959



Arbeit muß genau sein. Keine Frage,
daß das Rad sich ohne jedes Holpern
drehen muß, denn wenn Maschinen stolpern,
sind sie krank. So ist nun mal die Lage.

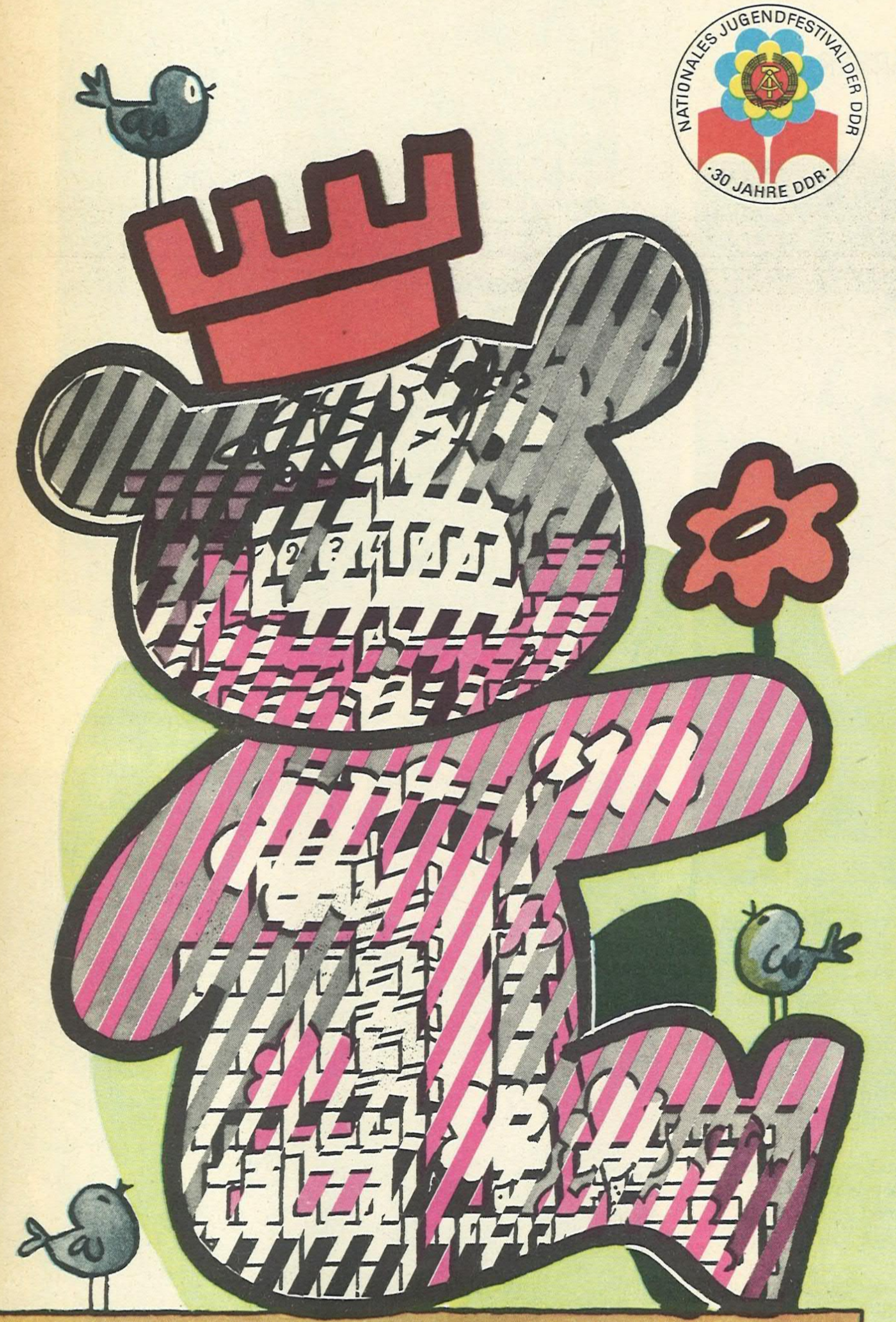
Deshalb gut gefeilt und intensiv
kontrolliert. Die Maße müssen stimmen.
Wer da pfuscht, der kommt auch schnell ins Schwimmen.
Und die Eisenbahn fährt krumm und schief.

Arbeit muß genau sein. Was sie schafft,
muß genau sein. Gleichfalls die Gedanken.
Was du machst und denkst, das sei konkret.

Messe, feile, prüfe. Daß mit Kraft
deine Dinge rollen ohne Schranken,
wenn der Zug fährt und der Fahrplan steht.

Farbdias: Horst Glocke
Aus: „Das Kind in der Kunst",
VEB Seemann-Verlag Leipzig 1977

Rathausrendezvous mit Tüte-Interview



Erinnert ihr euch? Der Oberbürgermeister unserer Hauptstadt, Genosse Erhard Krack, hatte Mäxchen und Tüte zu einem Gespräch im Berliner Rathaus empfangen. Mit einer Riesen-Tüte-Tasche voll Fragen der FRÖSI-Leser waren die beiden erschienen. Und als dann die Zeit knapp wurde, hatte Genosse Krack unsere FRÖSI-Reporter zu einem zweiten Gespräch eingeladen.

Unsere beiden Helden schnappten ihr diensthabendes Fahrrad und machten sich auf den Weg zum Alexanderplatz.

Mäxchen und Tüte belagerten den Schreibtisch des Oberbürgermeisters und eröffneten die zweite FRÖSI-Frage-Stunde:

„Genosse Oberbürgermeister", begann Tüte noch etwas außer Puste, „wir mußten mächtig in die Pedalen treten, um mit unserem Drahtesel ranzukommen. Dabei sind wir nur durch einige klitzekleine Straßen gefahren. Wie lang sind eigentlich alle Berliner Straßen zusammen?" Genosse Krack überlegte: „Von Berlin nach Rostock sind es etwa 245 km und so lang ist auch das Straßennetz. Die Fläche unserer Hauptstadt beträgt 403 km^2 und ist in 9 Stadtbezirke unterteilt. Mit der S-Bahn seid ihr von Norden nach Süden mehr als eine Stunde unterwegs. Der größte Stadtbezirk ist Köpenick mit 127,3 km^2 Ausdehnung. Dort sind herrliche Naherholungsgebiete, viel Wasser, Wald und Campingplätze. Der kleinste Stadtbezirk ist Friedrichshain mit nur knapp 10 km^2. Aber auch hier ist ein großer Park mit Sportplätzen, Gaststätten und vielen Spazierwegen – der Friedrichshain."

Tüte knüpfte mit seiner nächsten Frage gleich an die Antwort an: „Im Freizeitzentrum des Friedrichshain gibt es auch tolle Kinderspielplätze. Wissen Sie, wie viele Spielplätze in unserer ganzen Hauptstadt existieren?"

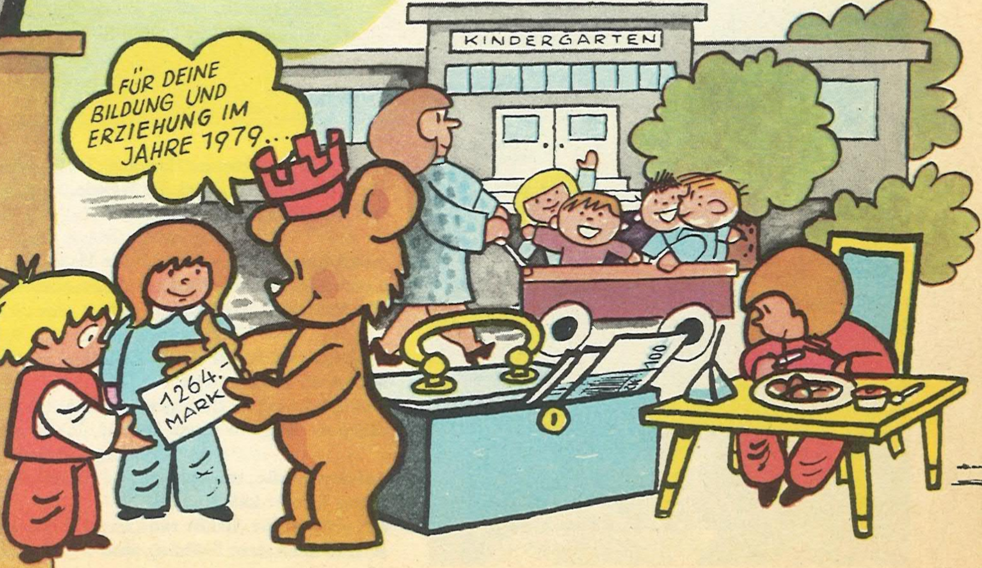
Genosse Krack lachte. „Das ist so eine Sache. Durch Initiativen der Hauptstädter entstehen ständig neue Spielplätze. Sicherlich werden mit Hilfe der FDJ-Mitglieder aus allen Bezirken der DDR bis zum Nationalen Jugendfestival noch viele dazukommen. Bisher sind für die Kleinen bis 6 Jahre 1 800 Spielplätze, vor allem Sandkästen, entstanden, für die 7- bis 12jährigen wurden etwa 700 Gerätespielplätze mit Wippen, Kletterpilzen und Hangelstegen errichtet und für die 13- bis 16jährigen hält unsere Stadt 150 Anlagen mit Ballspielflächen, Tischtennisplatten und Rollschuhbahnen bereit.

Überhaupt muß man sagen, daß für die Kinder unserer Hauptstadt, wie auch in der ganzen DDR, sehr viel getan wird. Seit dem VIII. Parteitag der SED entstanden in Berlin 92 Kindergarten-Kinderkrippen-Kombinationen mit insgesamt 24 340 Plätzen und 83 neue Schulen mit 2 270 Unterrichtsräumen. Im Jahre 1979 stellen wir für die Bildung und Erziehung jedes Schülers 1 264 Mark bereit. Allein für die Schüler- und Kinderspeisung gab der Magistrat im vergangenem Jahr 52,6 Millionen Mark aus." In Anbetracht solch gewaltiger Zahlen blieb unserem Tüte vor Staunen fast die Luft weg. Für die nächste Frage aber reichte sie gerade noch aus. Jetzt wollte er wissen, welches der größte Betrieb unserer

Nachhilfe in Berlinisch

Berlin ist eine große Stadt,
die mächtig viel zu bieten hat.
Zu sehen gibt es jede Menge,
von Einsamkeit bis zu Gedränge.
Jedoch, Berlin ist eine Stadt,
die ihre eigne Sprache hat.
Zu Beinen sagen
wir schlicht „Beene",
dort ist sie klein
und hier „ne Kleene",
ein Junge ist
bei uns ein „Bengel",
ein langer Knabe
ist ein „Stengel".

Und ist was weit,
nicht in der Näh,
dann fahren wir
nach „jotwede".
Mit „mir" und „mich"
gibt es noch Sorgen,
wir „pumpen" was,
statt es zu borgen,
wir sind statt pfiffig
„auf dem Kien"
und „loofen" durch
die Stadt Berlin.
Wir finden
unsre Hauptstadt „Klasse"
und eine Menge ist ne „Masse",
Berlin hat seinen eignen Duft,
wir nennen es „Berliner Luft".



Zeichnungen: Richard Hambach
Text: Frank Frenzel

Hauptstadt ist. „Das Kombinat Elektro-Apparate-Werke, kurz EAW genannt, ist mit seinen 9 000–10 000 Beschäftigten der größte Betrieb", antwortete der Oberbürgermeister. „Wie der Name schon sagt, werden dort elektrische Apparate hergestellt. Dazu gehören Anlagen für die Industrie und Wirtschaft, für Betriebe, Schiffe und Eisenbahnen. Übrigens: Berlin ist die größte Industriestadt unserer Republik."

Mäxchen kam mit dem Notieren kaum hinterher. Tüte wühlte unermüdlich in seinen Fragezetteln. „Kennen Sie auch den Oberbürgermeister von Moskau?" „Natürlich", antwortete Genosse Krack. „Mit dem Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Moskauer Stadtsowjets, dem Genossen Promyslow, hatte ich schon viele herzliche Begegnungen. Wir sind langjährige Freunde. Vor zwei Jahren, am 1. Juli 1977, haben der Magistrat von Berlin und das Exekutivkomitee des Moskauer Stadtsowjets ein Arbeitsprotokoll abgeschlossen. Hier geht es darum, Erfahrungen auszutauschen und voneinander zu lernen. Die Herzen unserer beiden Städte schlagen im gleichen Takt. Seit mehr als 30 Jahren hat sich die Verbundenheit zwischen Berlin und Moskau ständig erfolgreich weiterentwickelt und gefestigt.

Natürlich unterhalten wir auch enge Verbindungen zu den Hauptstädten der anderen sozialistischen Bruderländer. Es sind gemeinsame Jahresprogramme aufgestellt worden, die allen Partnern nutzen und dazu beitragen, volkswirtschaftliche Aufgaben und bestimmte Probleme zu lösen."

Tüte stellte die nächste Frage: „Wieviel Wasser braucht unsere Hauptstadt täglich?" Genosse Krack überlegte: „Das Wasser ist sehr kostbar, zumal der Verbrauch ständig ansteigt. Je Tag benötigen wir allein rund eine halbe Million m^3 Trinkwasser. Jährlich rechnen wir mit einer Zunahme von fast 4 Prozent. In neun Wasserwerken wird das Trinkwasser aufbereitet, und durch zahlreiche Pumpstationen fließt es dann in ein 3 000 km langes Leitungsnetz."

Tüte war platt – daß das Wasser eine so lange Leitung hat, war ihm schon fast unheimlich.

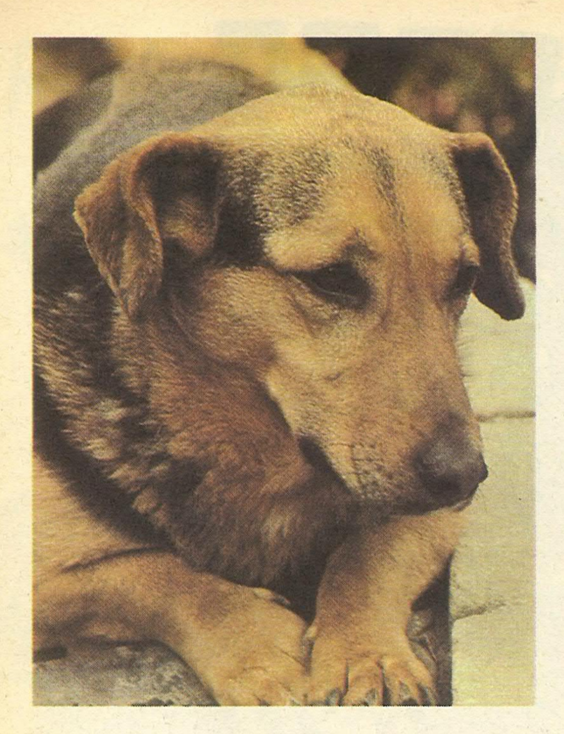


Auf seinem Block stand noch eine Frage: „Was wünschen Sie den FRÖSI-Lesern und allen, die in unserer Stadt wohnen oder Berlin besuchen?

„Ich wünsche ihnen", antwortete der Oberbürgermeister, „daß sie sich wohlfühlen und viele schöne Erlebnisse in unserer Stadt haben. In wenigen Wochen erwartet unsere Hauptstadt viele Gäste aus der Republik zum Nationalen Jugendfestival. Tausende FDJler werden sich treffen, um ein Bekenntnis für ihre sozialistische Heimat, unsere DDR, abzulegen.

Ich bin sicher, daß sie drei erlebnisreiche Tage in Berlin haben und daß sie mit vielen guten Eindrücken, Erfahrungen und neuem Elan in ihre Heimatorte zurückkehren werden."

Tüte klappte seinen Frage-Block zu, und Mäxchen steckte die Stifte ein. Mit einem dicken FRÖSI-Dankeschön verabschiedeten sich die beiden und versprachen, die Grüße an alle FRÖSI-Leser weiterzugeben.



Ach, du liebe Zeit!

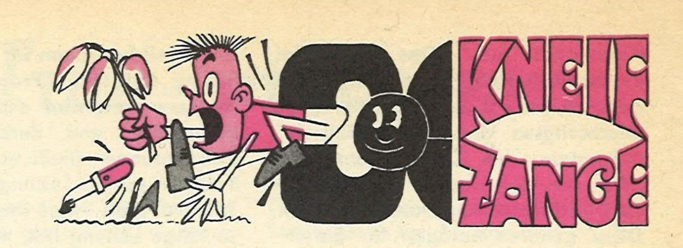
Was, wir woll'n ein Sportfest machen,
Dauerlauf und solche Sachen?
Schade, ich wär gern dabei,
würde kämpfen glatt für zwei.
Doch grad morgen keine Zeit.
Tut mir wirklich schrecklich leid.

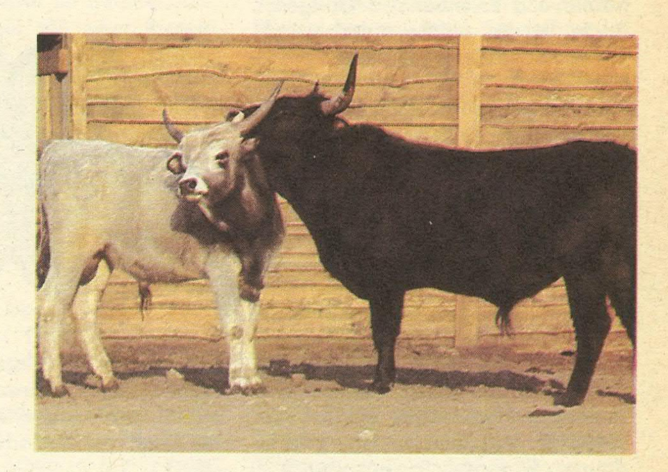
Was, wir woll'n zum Altstoffsammeln
und treppauf- und abwärtsrammeln?
Schade, ich bin so in Form,
und mein Eifer ist enorm.
Doch grad Mittwoch keine Zeit.
Tut mir wirklich schrecklich leid.

Was, wir woll'n zu Oma Krause,
wohnhaft hier im Nachbarhause,
schwere Einkaufsbeutel schleppen
all die vielen, vielen Treppen?
Hab grad Freitag keine Zeit.
Tut mir wirklich schrecklich leid.

Oh, wir feiern alle Feste
mit viel Tanz, und auch noch Gäste
werden in der Schule sein?
Tolle Sache, schreibt mich ein.
Denn zum Glück hab ich mal Zeit –
bin auch sonst stets hilfsbereit.

Frank Frenzel





Fotos: Fotozirkel 15. Oberschule Berlin-Köpenick (1)
Herbert Schier (2)

Diplom

Problem erkannt,
nach Haus gerannt,
das Rad geschnappt
und aufgeklappt
den Pappkarton.
Mit dem davon
in schneller Fahrt,
was eingespart
wertvolle Zeit.
Und dann bereit
zum Lohn der Müh'
an einem Früh,
es war noch kalt,
rein in den Wald.
Weg mit dem Müll,
den keiner will,
vom Walde weg
mit all dem Dreck!
Hin auf die Halde,
raus aus dem
Walde!

Frank Frenzel

Dieses Diplom darf sich jeder ausschneiden und an die Wand nageln, der zuvor Schrott aus dem Wald geholt hat oder dafür sorgte, daß er erst gar nicht dorthin kommt.



Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
hört Erwachsene und Kinder:
Wascht euch Hände, Hals und Füße,
paßt auch auf, daß niemand niese,
eßt euch nicht so kugelrund,
und ihr bleibt stets kerngesund.

Holger Zillchner,
801 Dresden

Kennt ihr mich schon, den Schulumgangston?

Ja, Ton ist mein Name,
Ich mach die Musik,
Von jedem ein Tönchen
Ergibt schon ein Lied.

Manchmal geb ich Ton
Im Schulunterricht,
Ich stör' dann die Lehrer,
Doch euch gewiß nicht.

Untereinander
Gebt ihr mit mir an.
Ich staune nicht selten,
Welch' Tier Mensch werden kann.
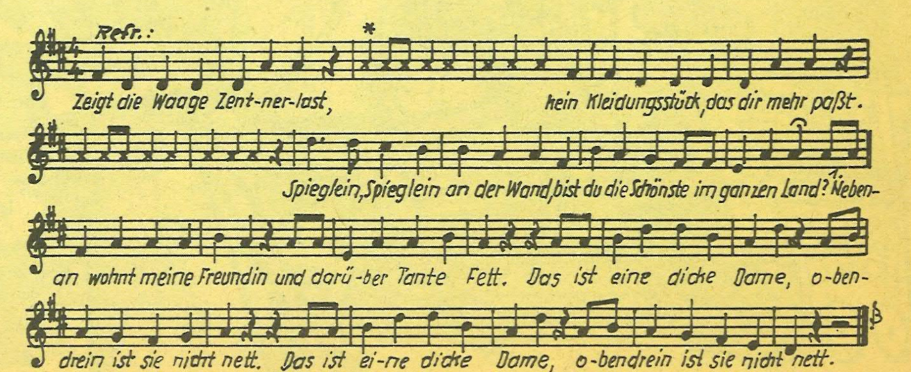
Steigt mit auf die Leiter,
Die Ton leider heißt.
Doch freu' ich mich mehr,
Wenn keiner mit Mißtönen schmeißt.

Reinhard Gundelach, 1058 Berlin

TANTE FETT

Text: Barbara Hergert (10 Jahre),
Zirkel „Schreibende Pioniere",
Pionierhaus Neubrandenburg
Musik: Lieselotte Luck

Klatschen: Einmal Hände abwechselnd auf die Oberschenkel, zweimal nur in die Hände, einmal auf die Oberschenkel.



2. Jeden Tag geht diese Tante
bis zum Bäckerladen hin.
Kommt dann raus mit vollen Taschen.
Ratet mal, was ist da drin?
Refrain: . . .

3. Kuchen, Kuchen, jede Sorte,
Schokolade tafelweis'.
Dazu eine Riesentorte
und an zehn Portionen Eis.
Refrain: . . .

4. Alles ißt die dicke Dame
nun zum Kaffee in sich rein.
Da sag ich zu meiner Freundin:
Das kann nicht gut enden, nein.
Refrain: . . .

5. Und wie ich's vorausgesagt hab',
kam's zu einem Zwischenfall.
Tante Fett, die dicke Dame,
platzt mit einem lauten Knall.
Refrain: . . .

6. Hört, nun kommt die letzte Strophe.
Stimmt mit in den Kehrreim ein.
Schaut zu Hause in den Spiegel
und laßt dann das Schlecken sein.
Refrain: . . .

Der Zauberer Foufi 2

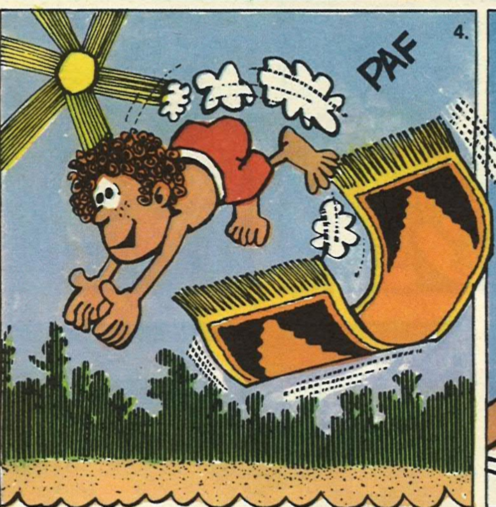
Zeichnungen: Peglez

Übersetzung aus dem Spanischen: Rosita Reppin















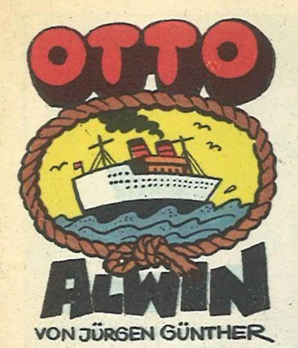
















































Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler. Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: Manfred Heilmann, R. Bredereck, H. Hesse, Chr. Meier, D. Mörike, A. Kobow, R. Kegel, F. Frenzel, Ch. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz,



Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1056 Berlin, PSF 43. Fernruf: 22330. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr.: 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.